

# Umblicke

STUDENTISCHE ZEITSCHRIFT FÜR GEISTESWISSENSCHAFTEN



EMBRYONENFORSCHUNG  
MUSS DIE GESELLSCHAFT  
GESCHÜTZT WERDEN?

WENN DIE ZEIT STEHT  
KOMATÖSES IN  
SAMUEL BECKETTS  
WARTEN AUF GODOT

GEHIRNE IM TANK  
WAS KÖNNEN WIR WISSEN?

JUDY ROSS IM INTERVIEW:  
KUNST UND  
MENSCHLICHES SCHEITERN

DIE WELT ALS WILLE  
DER WILLE IN  
SCHOPENHAUERS  
PHILOSOPHIE

...UND MEHR!



# UMBlicKE UND AUS/SCHNITTE

SPAZIERGÄNGE IN DEN GEISTESWISSENSCHATEN

3. AUSGABE

APRIL 2009



# INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL	04
ARTIKEL	
EMBRYONENFORSCHUNG – Notwendigkeit eines Schutzes der Gesellschaft?	05
WENN DIE ZEIT STEHT – Komatöses in Samuel Becketts <i>Warten auf Godot</i> .	11
„ICH GRÜßE SIE, KAMERAD SCHLINGENSIEF“ – Eine Annäherung an das Freundschaftsverhältnis zwischen Alexander Kluge und Christopf Schlingensief.	13
DAS GEHIRN IM TANK – WAS KÖNNEN WIR WISSEN?	27
EIN ÜBERBLICK ÜBER DIE KULTURGESCHICHTE EUROPAS	32
DER WILLE IN ARTHUR SCHOPENHAUERS PHILOSOPHIE	38
INTERVIEW	
JUDY ROSS ÜBER DEN <i>VOIGT VON ELSPE</i>	19
REZENSIONEN	
RUDOLF TASCHNER: <i>Gödel, Musil, Wittgenstein und das Unendliche</i> .	45
KURZVORSTELLUNG DER AUTOREN	47
IMPRESSUM UND DANKSAGUNGEN	48

## EDITORIAL

Mit Voraussagen muss man vorsichtig sein – den Versprechungen des letzten Editorials zu Folge hätte diese Ausgabe bereits vor mehr als einem Jahr erscheinen sollen. Wenigstens sind wir da nicht die Einzigen: Versprechungen eines anderen Personenkreises zu Folge hätten Studiengebühren die Studiensituation verbessern, die B.A. / M.A. Abschlüsse für regen internationalen Austausch und die zunehmende Praxisorientierung der Geisteswissenschaftlichen Studiengänge für einen besseren Anschluss an die Wirtschaft sorgen sollen. Alles kam anders als man dachte, wenn auch nicht so viel anders, dass man es sich nicht hätte denken können. Immerhin liegen Euch die *Umblicke* nun vor, und damit können zumindest wir unser Versprechen einer weiteren Ausgabe mit großer Verzögerung doch noch erfüllen.

In der dritten Ausgabe präsentieren wir euch wieder eine breite Auswahl an interessanten Artikeln zu unterschiedlichsten Themengebieten, von der Philosophie, über die Geschichte und Literatur, bis hin zur Kunst. Wir sind optimistisch, dass die lange Bearbeitungszeit sich in der Qualität unserer Auswahl bemerkbar macht und hoffen, in zukünftigen Ausgaben diesen Aufwärtstrend noch ein wenig beibehalten zu können. Falls uns jemand in der redaktionellen Arbeit unterstützen möchte, würden wir uns

sehr darüber freuen. Weitere Infos dazu gibt es auf unserer Internetseite.

Außerdem ist Euch wohl nicht entgangen, dass der Preis dieser Ausgabe höher liegt als bisher. Das hat mit gestiegenen Materialkosten, aber auch mit dem Einsatz von Farbseiten zu tun. Dafür ist es nun möglich, zum ersten Mal Farbfotografien aufzunehmen und das Cover ansprechender zu gestalten. Wir lernen eben mit Karl Kraus, dass es nicht nur auf das Äußere ankommt, sondern auch die Dessen wichtig sind.

In diesem Sinne würden wir gerne noch weitere Veränderungen vornehmen. Nicht nur die Kunst und Fotografie, sondern auch die Literatur sind uns ab der nächsten Ausgabe einen Blick wert, sofern uns ansprechende Beiträge geschickt werden. Damit weichen wir zwar von dem Konzept der reinen Wissenschaft ab, aber dass die in irgendeiner Weise rein ist, glaubt kein B.A. Student mehr. Abgesehen davon bestand unser Ziel von Beginn an darin, das Querdenken zu fördern, solange es konstruktiv (und nicht konstruktivistisch) ist.

Wie auch immer – wir wünschen Euch in jedem Fall viel Spaß mit der vorliegenden Ausgabe. Wir hoffen, dass der ein oder andere Beitrag Euer Interesse weckt und Ihr die *Umblicke* guten Gewissens weiterempfehlen könnt.

*Die Herausgeber*

# EMBRYONENFORSCHUNG - MUSS DIE GESELLSCHAFT GESCHÜTZT WERDEN?

Von Janine Meuser

## BEDEUTUNG DER EMBRYONALEN STAMMZELLFORSCHUNG

„Embryonale Stammzellen gelten bei den Medizinern als kleine Wunderwerke der Natur, weil sie sich in jede beliebige Zelle eines Körpers zu verwandeln mögen. Irgendwann lassen sich mit ihnen Ersatzgewebe für Kranke produzieren, mit denen zerstörte Organe geflickt oder gar ersetzt werden können.“<sup>1</sup>

**M**it dem „Alleskönner“ Stammzelle sollen Fortschritte in der Medizin erreicht werden, um beispielsweise Krankheiten wie Diabetes zu heilen, durchtrenntes Rückenmark wieder zu verbinden oder zerstörte Herzmuskeln wieder zusammenzuführen. Gegenüber Ländern wie Südkorea, Schweden, Belgien oder auch Großbritannien, existieren für Wissenschaftler in Deutschland deutlich strengere Vorschriften. Nach wie vor ist es ihnen nicht erlaubt, embryonale Stammzellen selbst herzustellen, und so setzen sich Forscher hierzulande dafür ein, die strengen Restriktionen auf diesem Forschungsgebiet aufzulockern.

<sup>1</sup> Hammerstein, K. / Neubacher, A. (2004, 6. Dezember): „Angst vor Frankenstein“. *Der Spiegel* (50. Ausg.), S. 42.

Auch der Bezug von Stammzellen aus dem Ausland ist nur unter Erfüllung strenger Auflagen möglich.

Im internationalen Vergleich befindet sich Deutschland nun schon Jahre hinter den Erkenntnissen anderer Länder.<sup>2</sup> Ein weiteres Festhalten an dem Verbot der Stammzellforschung würde nicht nur die Forschung auf diesem Sektor beeinträchtigen, sondern auch den Fortschritt der Wissenschaft im Allgemeinen nachhaltig beeinflussen.

Die verbrauchende Forschung<sup>3</sup> an Embryonen hat letztendlich das Ziel, den klinisch-therapeutischen Fortschritt voranzutreiben, so dass nur das therapeutische Klonen zu legalisieren wäre. Vom reproduktiven Klonen, dessen prominentestes Beispiel wohl das 1996 von Forschern „entwickelte“ Klonschaf Dolly ist, will man sich distanzieren. Viele Forscher sehen die Stammzellforschung dadurch gerechtfertigt, dass kranken Menschen die Hoffnung auf Heilung gegeben wird. Bis zum Jahr 2006 ist noch von keiner erfolgreichen Behandlung mit dieser Methode berichtet worden.

### NOTWENDIGKEIT EINES SCHUTZES?

An der Diskussion rund um die Stammzellforschung beteiligen sich Gegner

<sup>2</sup> Ebd., S. 44.

<sup>3</sup> Die Entnahme der Stammzellen aus der inneren Zellmasse früher Embryonen sorgt dafür, dass der lebende menschliche Embryo „verbraucht“ wird: Er wird getötet.

ebenso wie Befürworter einer solchen Forschung. Reinhard Merkel untersucht in seinem 2002 veröffentlichten Buch *Forschungsobjekt Embryo*<sup>4</sup> alle möglichen schützenswerte Belange, die diese Thematik berührt. Abgesehen von dem nicht eindeutigen rechtlichen und moralischen Status des Embryos<sup>5</sup>, zeigt Merkel einige ethische Argumente, die von Kritikern der Legalisierung einer solchen Forschung hervorgebracht werden. Diese Argumente zielen nicht nur auf den eben angesprochenen ungeklärten Schutzstatus des Forschungsobjekts Embryo selbst ab, sondern stellen auch die Schutzbedürfnisse der Gesellschaft in den Vordergrund. Das nachstehende Missbrauchs- und Dammbrechargument, sowie das spezielle „Schutz-für-

<sup>4</sup> Vgl. Merkel, R. (2002): *Forschungsobjekt Embryo - Verfassungsrechtliche und ethische Grundlagen der Forschung an menschlichen embryonalen Stammzellen*. München, dtv.

<sup>5</sup> Merkel kommt in seinem Buch zu der Erkenntnis, dass dem Embryo aus rechtlicher Sicht keine individuelle Menschenwürde zugesprochen wird, wie das beim geborenen Menschen der Fall ist. Die Verfassung schweigt dazu, ob diese dem Embryo in jeder Phase seiner Entwicklung zukommt. Das Bundesverfassungsgericht attestiert dem ungeborenen Leben und allem, was sich zu menschlichen Leben entwickeln kann, zwar Menschenwürde, doch kollidieren diese Aussagen mit dem Strafgesetz, wonach ein Schwangerschaftsabbruch bis zur 12. Woche der Schwangerschaft legal ist und sich hier die Frage nach einer möglichen Entwürdigung des Embryos scheinbar gar nicht stellt.

Frauen“-Argument<sup>6</sup> werden häufig herangezogen, um die Notwendigkeit des gesellschaftlichen Schutzes zu verdeutlichen. Wie plausibel aber sind diese Argumente?

#### DAS MISSBRAUCHSARGUMENT

Charakteristisch für das Missbrauchargument ist, dass ein Missbrauch ein bestehendes Gesetz verletzt und somit strafbar ist. Ist die Stammzellforschung erst erlaubt, so das Argument, sind hinter verschlossenen Türen andere unerlaubte Praktiken mit dem Embryo zu befürchten. Die Forschungserlaubnis, die einst zu dem Zweck erteilt wurde, Heilverfahren für Krankheiten zu entwickeln, kann von Wissenschaftlern in einzelnen Fällen missbraucht werden.

Soweit die Argumentation. Bei näherer Überlegung lässt sich jedoch erkennen, dass es ihr an Plausibilität mangelt. Generell sind Missbräuche nie vollständig auszuschließen. Da der Bundesrepublik Deutschland unendlich viele Gesetze zugrundeliegen, ist wohl damit zu rechnen, dass es in den verschiedensten Bereichen nach wie vor zu Missbräuchen kommen wird. Der einfache Ladendiebstahl ist Missbrauch des Gesetzes, das Diebstahl verbietet. Der Gesetzgeber käme dennoch nie auf die Idee, dieses Gesetz aufzuheben, nur weil dadurch die Zahl der Missbräuche sinken würde. Auch wird man kein Verbot zum Erwerb des Füh-

<sup>6</sup> Vgl. Merkel, R. (2002): *Forschungsobjekt Embryo*, S. 190-209.

erscheins verabschieden, bloß weil derjenige, der ihn erworben hat, in Zukunft möglicherweise Geschwindigkeitsbegrenzungen und andere Verkehrsregeln nicht beachten könnte. Kein Gesetz ist in der Lage, Missbrauch vollständig zu verhindern. Das von Merkel gewählte Beispiel ist ein wenig abstrakter: Mit einem Schal kann ein Kind erwürgt werden. Dies ist gewiss nicht Sinn und Zweck eines Schals; auf ein bundesweites Schalverkaufsverbot würde man dennoch vergeblich warten. Merkel mahnt hierzu an, dass die Befürchtung von negativen Folgen in Form von Missbrauch kein legitimer Grund für ein generelles Handlungsverbot sein darf. Beim Abwägen zwischen richtigem Gebrauch oder möglichem Missbrauch darf Missbrauch nicht stärker ins Gewicht fallen als der ordnungsgemäße Gebrauch.<sup>7</sup>

Folgendes Beispiel passt besser zur Thematik: Der südkoreanische Stammzellforscher Hwang Woo Suk veröffentlichte im Jahr 2004 Forschungsergebnisse, die ihm als Wissenschaftler, dem erstmals das therapeutische Klonen gelungen ist, viel Ruhm und Ehre einbrachten. Ihm wäre es demnach gelungen, Stammzellen erfolgreich zu gewinnen. Zwei Jahre später stellte sich heraus, dass die in der wissenschaftlichen Zeitschrift *Science* veröffentlichten Forschungsergebnisse gefälscht waren und die Methode der Stammzellforschung empirisch noch

immer nicht belegt ist.<sup>8</sup> Dass es hier zu einer Ergebnisfälschung kam, liegt aber wohl kaum daran, dass in Südkorea verbrauchende Embryonenforschung legal ist. Schließlich lassen sich Ergebnisse oder Forschungsberichte in jedem Bereich fälschen.

Man könnte dem Missbrauchsargument eventuell dann etwas Positives abgewinnen, wenn man sagt, dass durch die Aufgabe des Verbots der Embryonenforschung die Tür zu einem weiteren Bereich geöffnet würde, auf dem Missbrauch betrieben werden kann. Allerdings hätte eine derartige Einstellung eine hemmende Wirkung für alle neuen Forschungsgebiete, denn grundsätzlich gilt: Wo Chancen sind, da sind auch Risiken. Wichtig ist nur, beide in vernünftiger Weise abzuwägen. Der Hinweis auf einen möglichen Missbrauch in der Embryonenforschung jedenfalls kann ihr Verbot nicht begründen. Das Missbrauchsargument wäre demnach nicht stark genug.

#### DAS DAMMBRUCHARGUMENT

Das Dammbbruchargument ist das wohl bekannteste Argument gegen die Aufweichung eines bisher bestehenden Verbots. Sein probates Mittel ist die Prophezeiung der „schiefen Bahn“, auf die eine Gesellschaft gelangt, sollte sie die verbrauchende Embryonenforschung zulassen.

---

<sup>8</sup> Vgl. hierzu: Evers, M. (2006, 27. März): „Liebling der Nation“. *Der Spiegel*. (13. Ausg.), S. 150 ff.

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 197.

Das Beispiel des Ladendiebstahls ist weiterhin hilfreich. Im Gesellschaftszustand A herrscht absolutes Ladendiebstahl-Verbot. Aufgrund der veränderten Entwicklungen in den letzten Jahren ist die Schere zwischen Arm und Reich größer geworden. Da viele Menschen nicht mehr in der Lage sind, ihre Versorgung mit Grundnahrungsmitteln aufrecht zu halten, entschließt sich der Staat dazu, bei nachweislichem Diebstahl von Lebensmitteln auf eine Strafe zu verzichten. Angekommen im Gesellschaftszustand B ist Ladendiebstahl unter diesen besonderen Umständen fortan nicht mehr strafbar. Ab jetzt ist nicht mehr nur der Ladendiebstahl selbst nicht wünschenswert, sondern der gesamte neue gesellschaftliche Zustand B ist moralisch eher bedenklich. Generell stellen Handlungen, die zu einem Dambruch führen, das Hineingleiten der Gesellschaft in eine schiefe Ebene dar. Dem einen zugelassen Einzelfall folgt ein weiterer Einzelfall, dem wiederum folgt der nächste Einzelfall bis das Verbot nach und nach aufgehoben wird. Beispielhaft: In einer Gesellschaft ist ein Schwangerschaftsabbruch nach Beratung bis zum dritten Monat erlaubt. Nun geht es darum, über einen ersten Fall zu entscheiden, bei dem die Abtreibung nach drei Monaten und einem Tag vorgenommen werden soll.<sup>9</sup> Der Staat entschließt sich also, unter bestimmten Bedin-

gungen den Abbruch nach drei Monaten und einem Tag zuzulassen.

Ein solcher Fall bietet für jeden Vertreter des Dambrucharguments eine breite Angriffsfläche: Der Schwangerschaftsabbruch ist also unter bestimmten Bedingungen nach drei Monaten und einem Tagen zulässig, in ein paar Jahren womöglich nach drei Monaten und zwei Tagen, später dann nach vier Monaten usw. Die Folge von Einzelfällen würde zu einer gängigen Praxis führen. Letzte Konsequenz wäre dieser Befürchtung nach die Tötung eines neugeborenen Kindes. Es stimmt wohl jeder der Aussage zu, dass die Entwicklung zu einer Gesellschaft, die Kinder tötet, zu verhindern ist. Nach diesem Argument dürfte es also gar nicht zu dem „Dambruch“, also zu dem ersten Fall, kommen, der den Stein ins Rollen bringt.

Allerdings lässt sich dem eben gezeigten fiktiven Beispiel eines aus der Realität gegenüberstellen. Im Jahr 1995 tritt § 218 StGB in Kraft, in dessen Folge Frauen zum ersten Mal selbst entscheiden dürfen, ob sie nach einer Beratung einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen wollen. Dieser Artikel erlaubt einen Abbruch bis zum dritten Monat straffrei oder sogar zu einem späteren Zeitpunkt, falls eine medizinische Indikation vorliegt.<sup>10</sup> Das

<sup>10</sup> In einer späteren Phase der Schwangerschaft darf diese beendet werden, falls der Arzt zu dem Ergebnis kommt, dass nur durch den Abbruch „die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen und seelischen Gesundheits-

<sup>9</sup> Vgl. Merkel, R. (2002): *Forschungsobjekt Embryo*, S. 201.

bedeutet, es existiert realiter seit knapp 12 Jahren ein Gesetz, in dem es in Einzelfällen zu einer Abweichung der üblichen 12-Wochen-Regel kommen kann. Nun stellen sich verschiedene Fragen: Hat das 1995 veröffentlichte Gesetz die Gesellschaft auch nur ansatzweise auf die „schiefe Bahn“ gebracht? Steht man kurz davor, ein weiteres Gesetz zu verabschieden, in dem neugeborene Kinder getötet werden dürfen? Ist der Umgang der Gesellschaft mit Kinderverbrechen entwürdigend und nicht wünschenswert geworden? Die Fragen sind zu verneinen. Nur weil es ein paar eindeutig definierte Ausnahmen gibt, in denen über drei Monate hinaus ein Schwangerschaftsabbruch in Frage kommt, ist es in der Vergangenheit weder zu einem vollständigen Aufweichen des Gesetzes gekommen, noch hat sich die gesellschaftliche Einstellung bezüglich dieser Thematik geändert.

Warum soll ausgerechnet die Erlaubnis der Stammzellforschung die Gesellschaft auf die schiefe Bahn führen? Schließlich ist hier die Materie - der Embryo -, über die entschieden wird, dieselbe wie beim Schwangerschaftsabbruch. Bereits seit 1990 ist die Embryonenforschung in Großbritannien erlaubt. Während dieser Zeit ist weder

---

zustands der Schwangeren abgewendet werden kann“ (§ 218 a Abs. 2 StGB). Dieser Satz hat insbesondere im Zuge des Fortschritts bei der pränatalen Diagnostik in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen, die es Ärzten ermöglicht, Krankheiten des Embryos frühzeitig zu erkennen.

die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche extrem angestiegen, noch haben illegale Humanexperimente oder Mordfälle einen starken Zuwachs zu verzeichnen.<sup>11</sup>

Das Hauptproblem des Dambrucharguments liegt letztendlich in seiner Pauschalität: Es werden futuristische Szenarien beschrieben, die nicht wünschenswert, gleichzeitig aber eben unplausibel sind. Das Argument kann mit der Befürchtung, die Gesellschaft würde moralisch ins Abseits geraten, das Verbot der embryonalen Stammzellforschung nicht rechtfertigen.

#### DAS „SCHUTZ FÜR FRAUEN“-ARGUMENT

Nachdem nun mögliche negative Folgen der Embryonenforschung für die gesamte Gesellschaft untersucht wurden, geht Reinhard Merkel in seinem Buch auch auf eine bestimmte Gruppe ein, die von der Forschung besonders betroffen sein dürfte: potentielle Eizellspenderinnen - sprich: Frauen mittleren und jüngeren Alters. Der Grund für das Aufkommen dieses besonderen Schutzbedürfnisses liegt in dem Procedere der Eizellentnahme selbst, das verschiedene gesundheitliche Risiken birgt und die Frage aufwirft, ob denn eine derart Risiko bringende Forschung ethisch vertretbar ist. Auch hier dient ein Beispiel aus der Gegenwart zur Widerlegung des Arguments. Die Eizellspende für die künstliche Befruchtung (In-vitro-Fertilisation) ist nach eingehender Bera-

---

<sup>11</sup> Vgl. Merkel, R. (2002): *Forschungsobjekt Embryo*, S. 207.

tung und Aufklärung erlaubt, die Frau ist hier - bei medizinisch fast identischer Prozedur<sup>12</sup> - in der Lage, eine autonome Entscheidung hinsichtlich der künstlichen Befruchtung zu treffen. Zu Forschungszwecken ist sie als Frau aber plötzlich vor sich selbst zu schützen, sie verliert ihre Entscheidungsautonomie und unterliegt einer fragwürdigen Bevormundung des Staates.<sup>13</sup> Was scheinbar unberücksichtigt bleibt sind die altruistischen Motive der Frau, beispielsweise einem kranken Familienmitglied durch ihre Eizellspende und dem therapeutischen Klonen helfen zu wollen - man mag diese Motivation mit dem Fall der Knochenmarkspende vergleichen. Auch Probanden, die an Tests für Impfstoffe gegen Malaria oder gegen HIV teilnehmen, haben letztendlich das gleiche Ziel wie die Eizellspenderin: langfristig Leben zu retten, Heilung hervorzurufen. Warum sind erstere aber nicht vor sich selbst zu schützen? Derartige Versuche können prinzipiell auch zu Komplikationen führen.

Außerdem ist anzumerken, dass die Frau im Fall des Schwangerschaftsabbruchs nach Beratung und Aufklärung auch nicht dieser Bevormundung seitens des Staates unterliegt und hier ganz autonom entscheiden darf. Stünde wirklich der Schutz der Frau im

Vordergrund, müsste der Staat auch hier konsequent der Frau die Entscheidung abnehmen, denn schließlich könnte sie in dieser Situation viel zu befangen sein, um überhaupt objektiv urteilen zu können. Sie ist beispielsweise vor einem psychischen Leiden zu schützen, welches in Folge des Abbruchs nach einiger Zeit auftreten könnte. In diesem Fall wird ebenfalls über die Tötung des Embryos entschieden und das möglicherweise in einer späteren Phase der embryonalen Entwicklung.

Bleibt also zu diesem besonderen Schutzargument festzuhalten: Einem erwachsenen Menschen kann in dem hier beschriebenen Fall zu keinem Zeitpunkt die Fähigkeit abgesprochen werden, selbst Entscheidungen treffen zu können. Aus diesem Grund kann die Frau nicht unter einen zwangsrechtlichen Schutz<sup>14</sup> gestellt werden.

#### FAZIT

Die so häufig bemühten ethischen Argumente, die versuchen, das Verbot einer verbrauchenden Embryonenforschung zum Schutz der Gesellschaft zu begründen, wirken auf den ersten Blick plausibel. Nach genaueren Überlegungen scheinen die drei hier gezeigten Argumentationstypen aber nicht stark genug: Die Notwendigkeit eines Schutzes der Gesellschaft können sie nicht rechtfertigen.

---

<sup>12</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Freudenberg, A. et al. (1990): *Gentechnik - Grundwissen für den politisch-ethischen Dialog*, S. 131 ff.

<sup>13</sup> Vgl. Merkel, R. (2002): *Forschungsobjekt Embryo*, S. 193.

---

<sup>14</sup> Merkel wählt die Bezeichnung des „zwangsrechtlichen Schutzes“ auf S. 190.

WENN DIE ZEIT STEHT –  
KOMATÖSES IN  
SAMUEL BECKETTS  
WARTEN AUF GODOT

Von Ana Marija Pasic

**D**ornröschen schläft, die Spule an der sie sich gestochen hat, liegt in ihrem Schoß. Dornenbüsche wachsen an Wänden, hinter denen die Zeit steht und alles Lebendige urplötzlich in einen tiefen Schlaf, ins Koma fällt.

Auch wenn in Samuel Becketts Drama *Warten auf Godot* das Koma nicht unmittelbar thematisiert ist, so gibt es ähnlich wie in Grimms *Dornröschen* beim Betrachter die Erwartung oder vielleicht sogar Sehnsucht nach einem Erwachen, nach Erlösung, nach Lebendigkeit.

Die Theaterbühne in *Warten auf Godot* ist fast leer geräumt. Die Regieanweisung Becketts lautet schlicht: „Route à la campagne, avec arbre. Soir.“<sup>1</sup> Eine weitere Reduktion zeigt sich in der Handlung selbst. Denn die Narration bleibt ohne Handlung, die Geschichte folgt keinerlei Entwicklung, sie konstruiert sich mehr aus

einer Art Zeit- und Weltlosigkeit, die sich in der Situation des Wartens deutlich macht.

Die Welt als Ganzes scheint verloren gegangen. Die beiden wartenden Hauptfiguren des Stückes haben daher auch nichts mehr zu tun mit ihr. Komatöse Zustände. Die Zeit scheint eingefroren, in einem undefinierbaren, isolierten Raum. Ähnlich wie bei einem der beiden Senioren, der in der letzten Szene von Jim Jarmuschs Episodenstreifen *Coffee and Cigarettes* leise seinem Partner entgegen säuselt, „I've lost track of the world“. Ob der Mann daraufhin einschläft oder stirbt bleibt offen, und wo sich seine Seele dann befindet – wenn es die denn gibt – sowieso. Zu sehen ist einzig, wie seine Augen zufallen und er den Kopf in den Nacken sinken lässt.

Becketts Bühnenspiel ist fernab der geordneten, konventionellen Welt; ein Drama des Wartens und der Ungewissheit, ob dieses Warten jemals ein Ende hat. Die beiden Hauptfiguren, zwei Männer, Vladimir und Estragon, treffen sich an einer Landstraße und warten auf Godot, mit dem sie verabredet sind. In beiden Akten des Stückes tritt ein weiteres Paar hinzu: Pozzo, ein dominanter, clownesker Charakter mit seinem Sklaven Lucky. Diese kurzen Szenen wirken jedoch wie eingeschobene Vignetten. Es sind Vladimir und Estragon, allein am Fuße des Baumes, die sich in Langeweile über allerlei unterhalten und warten, warten und warten. Nach der Nacht, im zweiten Akt, treffen sich Beide wieder

---

<sup>1</sup> Beckett, Samuel: *Warten auf Godot. En attendant Godot. Waiting for Godot*, 1971 Frankfurt am Main, S. 26. Das Drama *Warten auf Godot* verfasste der Ire Samuel Beckett, der ab 1937 meist in Paris lebte, 1953 zunächst in französisch und übersetzte den Text daraufhin selbst in seine Muttersprache Englisch.

an der gleichen Stelle, um auf Godot zu warten, obwohl man sich auch da nicht sicher ist.

Der Dialog verläuft weiterhin degressiv. Erneut kommen Pozzo, diesmal blind, und Lucky, diesmal taub, hinzu. Sie können sich nicht erinnern, die Männer schon einmal getroffen zu haben. Woran mag das liegen? Leiden die beiden womöglich Bewusstseinsverlust? In beiden Akten erscheint ein Botenjunge, der den Wartenden mitteilt, dass Godot heute nicht kommt. Als er wiederholend im zweiten Akt auftritt, schwört auch er, den Beiden noch nie begegnet zu sein. Das Motiv des Bewusstseinsverlusts ist hier also direkt thematisiert.

Im Gespräch zwischen Vladimir und Estragon ist Estragon derjenige, der, wenn auch nicht an absolutem Bewusstseinsverlust leidend, sich kaum an Dinge erinnert.<sup>2</sup> Die Titelfigur des Stückes, Godot, ist die Figur auf die die beiden warten. Jedoch ist Godot auch eine Figur, die selber im Stück gar nicht auftritt und die im Bewusstsein der beiden auch nur vage zu existieren scheint:

Estragon: „A ton bonhomme.“

Vladimir: „A Godot? Liés à Godot? Quelle idée? Jamais de la vie! Un temps. Pas encore. Il ne fait pas la

liaison.“

Estragon: „Il s'appelle Godot?“

Vladimir: „Je crois.“

Estragon: „Tiens! [...]“

Ein Ende des Wartens wird vergebens erwartet. Wenn es darüber hinaus gar keinen Grund gibt zu warten, auf was wartet man dann und wieso? Es gibt keine Klarheit, keine Erlösung, kein Erwachen. Erinnerung wird oder ist bereits ausradiert. Am Ende fällt der Vorhang vor den Wartenden und nichts ist geschehen. Ähnlich einem Loop, bewegt sich Warten auf Godot in einer Endlosschleife, ebenso wie die Figuren selbst, die der Welt soweit entfernt sind, dass ihnen nicht einmal die Tragik der Situation bewusst wird.<sup>3</sup> Der Mythos des Sisyphos, die Absurdität der Endlosigkeit wird hier deutlich. Für den Betrachter liegt jedoch in der Handlungsarmut ein umso offener Interpretationsansatz. Es gibt keine Zeit mehr, keine Erinnerung und keine Geschichte. In welchem Rahmen spielt sich dieses Stück also ab? Stellen wir uns die Bühne als abgetrennten Raum durch eine Dornenhecke vor, so sind Vladimir und Estragon hinter ihr eingeschlafen, erstarrt wie Dornröschen, in einem tiefen Schlaf. Ein Erwachen ist unmöglich geworden. Denn der Kreislauf des Dramas, reduziert auf minimale Statik, wird nicht durch einen sinnvollen Dramenschluss aufgeweckt.

---

<sup>2</sup> Folgendes Zitat ist eins von vielen Beispielen für Vladimirs mangelndes Erinnerungsvermögen (ebd., S. 28): „Vladimir: Et on ne t'a pas battu? Estragon: Si...pas trop. Vladimir: Toujours le mêmes? Estragon: Les mêmes? Je ne sais pas. Silence“

---

<sup>3</sup> Vgl. Pasic, Ana-Marija: „Rodney Graham. Kunst in der Endlosschleife“, in: Umblicke 2, S. 14-17

„Fini, c'est fini, ca va finir, ca va peut-etre finir“, heißt es in Samuel Becketts „Fin de Partie“.<sup>4</sup> Die Antiklimax des Satzes beschreibt einen unendlichen Kreis. In diesem Kreislauf Becketts statischer Konstruktion, die sich ohne Reglements, Moralitäten und soziale

Strukturen zeigt, liegt der komatöse Charakter: Ein leerer Raum, mit Figuren darin, die zur Sinnlosigkeit verbannt sind – ebenso wie das Kalkwerk Thomas Bernhards oder der Strand als Tatort in Albert Camus' *L'Étranger*. Ein Raum, in dem die Zeit steht.

<sup>4</sup> Ders. „Fin de Partie“, in: *Dramatische Dichtungen*, Bd. 1, Frankfurt 1963, S. 206-318, hier: S. 210.

## „ICH GRÜßE SIE, KAMERAD SCHLINGENSIEF“

EINE ANNÄHERUNG AN DAS  
FREUNDSCHAFTSVERHÄLTNIS  
ZWISCHEN ALEXANDER KLUGE UND  
CHRISTOPH SCHLINGENSIEF

*Vorlesungsmitschrift zum Seminar  
„Alexander Kluge: Autorenfilm und  
-fernsehen“, gehalten von Georg Stanitzek  
an der Universität Siegen im WS 2006/07*

*Von Philipp Goll*

„Schlingensief müsste man sein. Man hätte einen wundervollen Freund.“<sup>1</sup> So beginnend imaginiert sich Ursula März unter der Überschrift „Mein Freund“ in einer Kolumne der Frankfurter Rundschau

in den ‚Provokationskünstler‘ und Regisseur Christoph Schlingensief hinein. Doch wen, meint sie, hätte man dann als Freund? Gemeint ist: Alexander Kluge, ihn hätte man – wäre man Schlingensief – als Freund. Nun ist man aber nicht Schlingensief und an der Freundschaft partizipieren kann man eben auch nicht. Was einem übrig bleibt, ist lediglich herauszufinden, was diese Freundschaft ausmacht.

Zu dem Faszinosum des ‚Kluge-Universums‘ gehört mit Sicherheit eines: die Hochkarätigkeit der Gäste in seinen Kulturmagazinen. So kann oder konnte man darin Persönlichkeiten wie Heiner Müller, Ulrike Sprenger, Oskar Negt, Alfred Edel, Peter Berling, Richard Pearl, Niklas Luhmann, Christoph Schlingensief u. a. plaudern hören, wie sie der ‚Stimme mit Eigensinn‘ (Kathrin Röggla) Frage und Antwort stehen. Doch nicht alle in dieser Runde scheinen für Kluge gleichbedeu-

<sup>1</sup> Ursula März: „Mein Freund“, in: *Frankfurter Rundschau*, 22.11.2000, Nr. 272, Feuilleton, S. 21.

tend. Es stechen aus diesem Personen-Netzwerk auffällig exponierte Beziehungen hervor. So zum Beispiel die Beziehung, die Alexander Kluge und Christoph Schlingensief offenbaren. (Als ähnlich exponiert kann vielleicht Kluges Freundschaft mit Heiner Müller angesehen werden, die, so könnte eine These lauten, nach Müllers Tod (1995) in der Schlingensief-Freundschaft einen prinzipiellen ‚Fortgang‘ findet.)

Alexander Kluge betreibt, schaut man sich einmal in der Runde seiner Gäste um, anscheinend ein ‚Freundschaftsnetzwerk‘. Bedient man sich dieses Kompositas, bestehend aus der in der europäischen Literatur- und Ideengeschichte traditionsreichen Begrifflichkeit ‚Freundschaft‘ und einem dem Postmodernen Denken entsprungenen Wort ‚Netzwerk‘, dann ist man Stefan Kaufmann zufolge verstrickt in einen „Schlüsselbegriff der Gegenwartsbeschreibung“.<sup>2</sup> Denn Netzwerke entsprechen in besonderer Weise modernen Organisationserfordernissen. Von Nachbarschafts- über Politik- bis hin zu Ökonomienetzwerken organisiert sich im 21. Jahrhundert alles in Form einer „räumliche[n] Morphologie, [die] typischerweise eine Zentrum-Peripherie-Konstellation und lineare, kettenförmige Kommunikationsstrukturen“<sup>3</sup> aufweist. Was bei Kluge

als Freundschaftsnetzwerk bezeichnet werden kann (und im Übrigen im 21. Jahrhundert auf Plattformen wie MySpace, StudiVz oder ähnlichem praktiziert wird), hat bereits im 18. Jahrhundert seine Vorgänger. Unter dem begrifflich nicht allzu weit entfernten Titel ‚Freundschaftstempel‘ installierte der romantische Dichter Johann Wilhelm Ludwig Gleim in Halberstadt, der Heimatstadt Alexander Kluges, eine Schaltzentrale der Telekommunikation zu Zeiten der Empfindsamkeit. Gleim ließ Portraits von zu jener Zeit bekannten Geistesgrößen anfertigen, damit sie, während sie ihre Briefe schrieben, den Adressaten zwar nicht leibhaftig, aber immerhin in Öl vor sich stellen konnten, um so ihre empfindsamen Gedankenströme vom Schreibtisch aus auf den jeweiligen Empfänger zu richten. Wenn Christoph Schlingensief Alexander Kluges Interview-Produktionen nun „Talking-Head“-Fernsehen nennt, drängt sich ein Vergleich geradezu auf. Wie bei Gleim geht es um ‚Heads‘ von Freunden (in den TV-Interviews Kluges sieht man seinen jeweiligen Gesprächspartner zentral im Bild von der Brust an bis zum Kopf, was dem klassischen Porträtformat entspricht) und was im Gleimhaus zu Halberstadt Mitte des 18. Jahrhunderts begann, könnte in abgewandelter Form in den Kulturmagazinen Alexander Kluges als Freundschaftsnetzwerk mit einer Zentrum-Peripherie-Konstellation seinen Fortgang finden.

<sup>2</sup> Stefan Kaufmann: „Netzwerk“, in: Ulrich Bröckling u. a. (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2004, S. 182-189, hier S. 182.

<sup>3</sup> Ebd., S. 183.

Diese Zentrum-Peripherie-Struktur scheint jedenfalls für Kluges Freundschaftsnetzwerk eine Bedeutung zu haben. Denn wie gezeigt, versammelt er eine breite Gefolgschaft um sich. Kluge, so muss man annehmen, unterscheidet zwischen ‚nahem‘ und ‚fernem‘ Personal.<sup>4</sup> Bemühte man noch einmal die Kaufmannsche Disjunktion, müsste das Zentrum engere und die Peripherie fernere Beziehungen beschreiben. In der modernen, differenzierten Gesellschaft werden ‚enge‘ Freundschaftsbeziehungen allerdings, so belegen es soziologische Arbeiten, abgelöst durch sogenannte „weak ties“<sup>5</sup> - schwache Verbindungen. Diese losen Verbindungen scheinen effizienter zu sein, da sie ermöglichen, von Fall zu Fall das am besten passende Netzwerk zu wählen. Ob Alexander Kluge diese ‚weak-ties‘ präferiert, sei dahingestellt, jedenfalls lernt er Christoph Schlingensief über das den ‚weak ties‘ ähnliche Prinzip der ‚Friends of Friends‘ kennen. Christoph Schlingensief ist solch ein ‚Friend of Friend‘ für Kluge. Beide, der Aktionskünstler, Theaterregisseur

und Filmemacher Christoph Schlingensief (geb. 1960) und der Schriftsteller und Filmemacher Alexander Kluge (geb. 1932) teilen die Leidenschaft für den Autorenfilm. In seiner Passion als Filmemacher, der sich dieser Tradition verpflichtet fühlt, erlebte Alexander Kluge auch den ‚Tod‘ des Autorenfilms, den vielleicht eben dieser Christoph Schlingensief auf absurd-komische Weise beerdigt hatte. So kommt es, dass sie sich über den Film bzw. über einen Schauspieler, Alfred Edel, der in Produktionen Kluges und Schlingensiefs mitspielt<sup>6</sup>, kennen lernen. In *Das große Zeitgeistgespenst*<sup>7</sup>, einem Fernsehinterview, welches Kluge mit Edel führt, kommen sie schließlich auf Schlingensief zu sprechen. Darin befragt Kluge Edel über das Arbeiten mit Schlingensief:

„Wenn Du mir mal diesen jungen Regisseur beschreibst [...]. Das ist ja nicht so einer, der sich bemüht, Qualitätskino für Sperrsitzeleute zu machen [...]. Er macht etwas Neues, Freches.“<sup>8</sup>

Und weiter:

„Christoph Schlingensief, das ist der Underground. Das ist nicht die

<sup>4</sup> Eine Freundschaft mit Heiner Müller, Christoph Schlingensief o. a. erscheint realistischer als eine Freundschaft mit Rudolf Scharping oder Richard Pearl, mit denen er wohlgemerkt ebenso Interviews führt.

<sup>5</sup> Der Amerikaner Mark Granovetter prägte das Paradox von einer „strength of the weak ties“ - der Stärke schwacher Bindungen. Vgl. Mark Granovetter: „The Strength of Weak Ties“, in: *American Journal of Sociology*, Nr. 78\*(1973), S. 1360-1380.

<sup>6</sup> Vgl. u. a. Schlingensief (Regie): *Das deutsche Kettensägenmassaker* (1990); Alexander Kluge (Regie): *Die Patriotin*.

<sup>7</sup> Vgl.: Alexander Kluge: „Das Große Zeitgeist-Gespenst“, in: Rolf Aurich und Wolfgang Jacobson (Hg.), *Das Edelbuch*, Berlin 2004, S. 73-86.

<sup>8</sup> Ebd., S. 74f.

Sorte Vorabendprogramm, das ist die kühnere Sorte.“<sup>9</sup>

Auch Schlingensiefel seinerseits geizt nicht mit Lobeshymnen.<sup>10</sup> Was hier ostentativ präsentiert wird, ist eine Freundschaft, die, so könnte man mit Aristoteles sagen, die „vollkommene Freundschaft“<sup>11</sup> ist. Wenn Ursula März in ihrem Artikel Kluge wie folgend charakterisiert „er wäre viel älter als man selbst [...] auch gebildeter [...] aber er würde einen das überhaupt nicht spüren lassen [und] er würde genauso lachen, und er würde genauso klatschen, wenn man aus seinem Taschenbuch vorläse [...] denn er ist witzig und uneitel“<sup>12</sup>, so könnte man annehmen, spielt sie damit auf die aristotelische Tugendfreundschaft an. In

<sup>9</sup> Ebd., S. 74.

<sup>10</sup> Vgl. Schlingensiefels Laudatio auf Alexander Kluge, anlässlich der Verleihung des Filmpreises der Stadt Hof am 26.10.2006: „Was Alexander Kluge für mich interessant gemacht hat, schon lange, bevor ich ihn kennen lernte und mich von ihm ‚Kamerad‘ nennen lassen durfte, ist sein schlichtweg sympathischer Zug, nicht in der Position des Vordenkers [...] zu erstarren, sondern mit dem selben Engagement auch vormachen zu wollen.“ Vgl.: Christoph Schlingensiefel: „Der Zeitmaschinist“. Alexander Kluge, <http://www.schlingensiefel.com/weblog/?p=168> [Abgefragt: 20.08.2007].

<sup>11</sup> Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, Philosophische Schriften in sechs Bänden, Bd. 3, übers. v. Eugen Rolfes bearb. v. Günther Bien, Hamburg 1995, S. 185.

<sup>12</sup> März (wie Anm. 1).

Aristoteles' Nikomachischer Ethik untergliedert er Freundschaft in drei Arten, die wie folgt hierarchisch dargestellt werden: Die ‚Tugendfreundschaft‘, die ‚Lustfreundschaft‘ und die ‚Nutzfrenschaft‘. Von diesen drei Formen der Freundschaft habe allein die erste, die Tugendfreundschaft, den Anspruch auf Makellosigkeit: „Vollkommen aber ist die Freundschaft guter und an Tugend sich ähnlicher Menschen.“<sup>13</sup> Bei dieser Art Freundschaft geht es laut Aristoteles um einen „Habitus“<sup>14</sup>, den März an Kluge dergestalt charakterisiert:

Manchmal würde er einem die Hand zart auf dem Arm legen oder einen anstupfen. Das würde er tun, um einen zum weiterreden zu animieren oder zu signalisieren, dass er jetzt selbst etwas sagen werde. Und dass er für das eine und das andere die gleichen Gesten verwendet, wäre ein Zeichen seiner Intelligenz, ohne große Rhetorik unsere Ebenbürtigkeit darzustellen.<sup>15</sup>

Gerade eine solche Ähnlichkeit gilt laut Aristoteles als Beweis für die höchste aller Freundschaften, denn „Tugendhafte [...] haben die gleiche oder eine ähnliche Handlungsweise.“<sup>16</sup> Der Tugendhafte wählt sich natürlich einen ebenso tugendhaften Mann zum Freund. Doch, so der antike Philosoph,

<sup>13</sup> Aristoteles (wie Anm. 11).

<sup>14</sup> Ebd., S. 189.

<sup>15</sup> März (wie Anm. 1)

<sup>16</sup> Aristoteles (wie Anm. 11), S. 186.

gebe es „Männer der bezeichneten Art nur wenige“<sup>17</sup>, was nur gut sei, denn diese Form der Freundschaft könne nicht unter vielen bestehen, wie er anmerkt.<sup>18</sup>

Schenkte man Ursula März Glauben, dann wäre solch eine Freundschaft aber zwischen Kluge und Schlingensief zu erkennen. Denn, so fährt sie fort, wäre man Schlingensief, dann spräche der Freund „voller Zuneigung und Interesse nur zu einem ganz allein.“<sup>19</sup> Freundschaft erscheint hier als etwas Kostbares, als etwas, was nur ‚allein unter zweien‘ stattfinden kann. Dem griechischen Philosophen Plutarch zufolge besteht der „eigentliche Genuß der Freundschaft (Philia) im vertrauten Verkehr [...]. Die Vielzahl (Polyphilia) hingegen verursacht Uneinigkeit, Trennung und Abkehr.“<sup>20</sup> Freundschaft ist somit als ausschließende Kategorie gegenüber Dritten zu verstehen. Und das Kostbare an einer Freundschaft könnte ein Geheimnis sein, welches es mit dem Freund zu teilen gilt. Ein Geheimnis, welches mit mehreren Personen geteilt wird, ist schließlich kein Geheimnis mehr. Die

‚Polyphilia‘ könnte kein vertrautes Geheimnis bewahren und würde die ‚Philia‘ zerstören.

Man könnte also annehmen, dass Freundschaft eng mit der Geheimhaltung von etwas verknüpft ist. Auch bei Kluge und Schlingensief lässt sich ein auf diese Annahme zutreffendes Verhalten beobachten. In einem von Christoph Schlingensief für die Berliner Seiten der FAZ aufgezeichnetes Gespräch zwischen ihm und Kluge, in welchem er mit ihm über die omnipräsente Gefahr, einem Terroranschlag zum Opfer zu fallen spricht, wird der Leser gleichsam Zeuge einer Erkenntnis Schlingensiefs:

„Ich glaube, wir sind in einem Verdichtungsprozeß, wir sind gerade auf dem Weg, ins schwarze Loch reingesaugt zu werden, in einen Verdichtungsprozeß, der wahrscheinlich so schwer und so hart wird, wie wir uns niemals haben vorstellen können. Und selbst das habe ich schon als Bild im Kopf.“<sup>21</sup>

Kluges Antwort daraufhin:

„Ich versuche zu verstehen.“<sup>22</sup>

Etwas liegt da in der Luft, Kluge scheint angestrengt der Erkenntnis zu folgen, die in einer intimen Konversation entsteht. Dann allerdings kommt

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> „Befreundet im Sinne der vollkommenen Freundschaft kann man nicht mit vielen sein, sowenig man gleichzeitig in viele verliebt sein kann.“, Aristoteles (wie Anm. 11), S. 190.

<sup>19</sup> März (wie Anm. 1)

<sup>20</sup> Plutarch von Chaironneia: *Moralphilosophische Schriften*, übers. und hrsg. v. Hans-Joseph Klauck, Stuttgart 1997, S. 46.

<sup>21</sup> Christoph Schlingensief: „Intensivstation“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 01. 11. 2001, Nr. 254, Berliner Seiten, S. 3.

<sup>22</sup> Ebd.

es zu einer Veränderung im Gesprächsduktus:

Schlingensief: „Sind wir eigentlich schon auf Sendung?“

Kluge: „Ach, wir sind auf Sendung. Ich grüße Sie, Kamerad Schlingensief.“

Schlingensief: „Hallo, Kamerad Kluge.“<sup>23</sup>

Sie bemerken, wenn auch gekünstelt, plötzlich, dass das öffentliche Ohr mit-hört bzw. das öffentliche Auge mit-liest. Durch die gegenseitige Anrede als ‚Kamerad‘ wirkt ihr Gesprächsverhalten maniert und der Leser als ‚Dritter‘ soll nicht teilhaben an der gerade erfahrenen ‚Erleuchtung‘. Das Aufgedeckte, was nun Geheimnis ist - und sei es nun noch so ironisch gefärbt - soll bewahrt bleiben, damit die Freundschaft garantiert ist.

Allen, die nicht Christoph Schlingensief sind, wird eine derartige Freundschaft mit Alexander Kluge verwehrt bleiben. Ihnen bleibt es, es Ursula März gleichzutun und leise zu gestehen „Schlingensief müsste man sein.“<sup>24</sup>

## LITERATUR

Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, in: *ders., Philosophische Schriften in sechs Bänden*, Bd. 3, übers. v. Eugen Rolfes bearb. v. Günther Bien, Hamburg 1995.

Mark Granovetter, „The Strength of Weak Ties“, in: *American Journal of Sociology*, Chicago 1973 (= Vol. 78), S. 1360-1380.

Stefan Kaufmann, „Netzwerk“, in: Ulrich Bröckling u. a. (Hgg.) *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2004, S. 182-189.

Alexander Kluge, „Das Große Zeitgeist-Gespenst“, in: Rolf Aurich und Wolfgang Jacobson (Hgg.), *Das Edelbuch*, Berlin 2004, S. 73-86.

Ursula März, „Mein Freund“, in: *Frankfurter Rundschau*, 22.11.2000, Nr. 272, Feuilleton, S. 21.

Plutarch von Chaironneia, *Moralphilosophische Schriften*, übers. und hrsg. v. Hans-Joseph Klauck, Stuttgart 1997.

Christoph Schlingensief, „Intensivstation“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 01. 11. 2001, Nr. 254, Berliner Seiten, S. 3.

Christoph Schlingensief, *Das Zeitgeistgespenst*. Alexander Kluge, <<http://www.schlingensief.com/weblog/?p=168>> [abgefragt: 20.08.2007].

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> So lautet ebenso der Satzsatz Ursula März, März (wie Anm. 1).

## INTERVIEW MIT JUDY ROSS

EIN NACHMITTAG IN DER  
Ü.NN HALL IN ATTENDORN.  
JUDY ROSS IM GESPRÄCH  
MIT ULRICH SCHIPP.

*Judy Ross, gebürtig 1978 in Heggen (Sauerland), ist bildende Künstlerin. Sie lebt und arbeitet in Berlin. 2008 erhielt Judy Ross das Attendorner Kulturstipendium, das von ü.NN\_kultur, der Stadt Attendorn sowie regionalen Sponsoren vergeben wird. Ihre Rauminstallation ‚Der Voigt von Elspe‘ war im Herbst 2008 in den alten Hoesch Hallen in Attendorn zu sehen.*

*Liebe Judy Ross, wie bist du auf das Stipendium hier in Attendorn gestoßen?*

JR: Durch die Presse.

*Dein aktuelles Thema ist ‚Vereinsamung‘. Glaubst du, dass die Menschen auf dem Land anders vereinsamen als in der Stadt? Und aus welchem Grund vereinsamt Deine Figur des Vogtes?*

JR: „Der Vogt von Elspe“ könnte auch in einer Stadt spielen. Er vereinsamt weil seine Frau gestorben ist, mit der er 40 Jahre verheiratet war. Auf dem Dorf kümmern sich die Leute direkter umeinander als in der Stadt, trotzdem wenn zwei Menschen so lange zusammen gelebt haben, stelle ich es mir sehr schwer vor in einem hohen Alter noch mal jemand Neuen zu finden, auch in einer Stadt.

*Ist das ein Thema, das du für dich nachvollziehen kannst? Wo liegt dein Zugang?*

JR: Mein Hauptzugang ist, dass ich mich in den letzten zwei Jahren viel damit beschäftigt habe, was passiert wenn jemand stirbt. Ich bin kein gläubiger Mensch, ich bin aber auch nicht so rational, dass ich denke der Mensch ist tot und es gibt ihn nicht mehr. Ich überlege dann immer wieder, was glaube ich denn jetzt? Wie gehe ich damit um?

*Hast du einen Verlust in deinem Umfeld wahrgenommen, der dir sehr zu Herzen gegangen ist?*

JR: Ja. In meinem Umfeld haben Leute Menschen verloren und ich hab versucht für sie da zu sein. Und das ist sehr schwer, man kann eigentlich nicht viel machen.

*Siehst du das als eine Grenze zwischen uns Menschen? Als eine Art Kommunikationsproblem, wenn es um bestimmte Gefühlsmomente geht?*

JR: Ich weiß nicht, ob es das wirklich trifft. Denn wenn jemand trauert, dann geht es auch immer wieder um Gespräche und dem anderen zuzuhören, zu versuchen, da zu sein oder ihm zu sagen ‚so, du musst jetzt aber mal wieder ins Leben zurück kommen‘. Aber wirklich kommunizieren kann man meiner Erfahrung nach nicht,, wenn jemand trauert. Da muss man einfach durch.

*Ich mache hier mal einen kleinen Schnitt um ein bisschen über deine Biographie zu sprechen. Du bist hier in der Umgebung geboren?*

JR: Ja in Heggen. Meine Kindheit und Jugend habe ich in Grevenbrück verbracht. *Wie haben deine Professoren deine Arbeit geprägt?*

*Wie ist dein Zugang zur Kunst entstanden? Gab es diesen Zugang über die Familie oder war es irgendwann ein Bruch für dich, zu sagen ‚ich mache jetzt Kunst‘? Das ist ja doch etwas ganz anderes als das, was eine provinzielle Struktur einem jungen Menschen an Lebenswegen als selbstverständlich einräumt.*

JR: Ich würde sagen, das war eher intuitiv. Ich habe immer schon gezeichnet und gebastelt. Auf Kunstausstellungen sind wir nicht gewesen. Die gibt es hier auch nicht in dem Maße. Vielleicht hatte ich den meisten Zugang durch meine Tante, die Graphikerin ist und durch meinen Onkel, der Bildhauer ist. Meine Eltern haben mich eher politisch geöffnet.

*Du bist während deines Studiums an der Universität der Künste in Berlin 2006 Meisterschülerin von Professor Stan Douglas geworden. Wie muss man sich die Betreuung als Meisterschüler vorstellen?*

JR: Das ist professorenabhängig. Bei Stan Douglas wurde ich betreut wie jeder andere auch. Bei ihm war es generell so, dass man eine Verabredung macht, sich eine Stunde trifft und sehr konzentriert über die Arbeit spricht. Er wirft viele Perspektiven auf und ergänzt technische Aspekte.



Judy Ross als Dr. Parnemann

JR: Stan Douglas hat mich dazu gebracht, Texte über meine Arbeit zu schreiben und bis ins kleinste Detail durchzuhalten, mehr Perfektionismus an den Tag zu legen und sich Gedanken darüber zu machen, wie die Arbeit auf den Betrachter wirkt. Bei Rebecca Horn habe ich gelernt, wie das mit den Ausstellungen funktioniert, was alles schief gehen kann (lacht), wie Kunst im Raum funktioniert und wie man Atmosphären schafft. Zudem habe ich gelernt, keine Scheu zu haben, persönliche Arbeiten zu machen und zu zeigen, dass es um die Gefühle von Menschen geht.

*Diese persönliche Ebene des Künstlers – versuchst du in deinen Arbeiten Erlebnisse und innere Verarbeitungsprozesse als abgeschlossen dem Betrachter zu vermitteln oder gibst du ihm den Geschmack des sinnlichen Prozesses mit auf den Weg?*

JR: Das kommt ganz auf die Arbeit an. Zum Beispiel das Thema Tod, welches die aktuelle Arbeit behandelt; Alleinsein, Vereinsamen, darüber habe ich schon früher eine Arbeit gemacht. Andere Themen die mich beschäftigen, wie Kommunikation, kommen immer wieder vor. Es gibt aber auch Themen, die ich mit dem Fertigstellen einer Arbeit in einem gewissen Sinne abschließen.

*Stichwort Kommunikation; ist die Kunst für dich eine Art Kommunikations-Brücke? Vielleicht ein Mittler für Dinge, die unser Leben betreffen, aber schwer mitzuteilen oder auszudrücken sind?*

JR: Zum Teil ja, aber ich will dem Betrachter nicht irgendetwas beibringen! Ich möchte die Leute animieren, dass sie sich etwas angucken und entdecken und sich eventuell selbst Gedanken machen.

*Ich würde gerne wissen, was du für dich aus deiner Arbeit ziehst, was du in deiner Arbeit erfährst und was dich dann zufrieden macht?*

JR: Der Entstehungsprozess einer Arbeit macht mir oft wahnsinnigen Spaß, die Gespräche mit den Leuten die mitgespielt oder mitgebaut haben, deren Ideen mich dann inspirieren. Und dann wenn das Ding fertig ist, wenn Leute kommen und es aufnehmen, kommt noch eine andere Ebene der Zufriedenheit hinzu. Einmal meine eigene Überraschung über das fertige Objekt und zum anderen die Auseinandersetzung mit der Kritik.

*Bei den Menschen, die Kunst konsumieren, gibt es aus meiner Sicht zwei grobe Gruppen; zum einen die Menschen, die um die Ware Kunst herum ihr Geld verdienen, selber aber keine Künstler sind (Journalisten, Kuratoren, Sammler, etc.) und zum anderen die Leute, die aus Interesse in eine Ausstellung gehen. Beide Gruppen beurteilen Kunst aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Welches Urteil ist dir wichtiger?*

JR: Beide sind mir gleich wichtig. Ich mag sehr gerne die intuitive Herange-

hensweise von ‚Otto-Normalverbraucher‘, vor allem von kleinen Kindern. Die zeigen mir sehr direkt, wie etwas wirkt und wo es vielleicht ‚Lücken‘ gibt. Aber das andere ist mir genauso wichtig; das die Menschen, die sich beruflich mit Kunst beschäftigen, mir aufzeigen ‚hier, das hat ein anderer Künstler auch so ähnlich gemacht.‘ Oder: ‚Sie benutzen hier dieses und jenes Symbol, was hat das für einen Hintergrund?‘

*Wie empfindest du die Situation, mit deiner Kunst Geld zu verdienen?*

JR: (lacht) Ich verdiene ja mit meiner Kunst kein Geld. Ich verkaufe zwar ab und zu etwas, aber das Problem ist, dass ich nichts produziere, was man über eine Galerie verkaufen könnte. Ich produziere auch Fotos und Objekte, aber meine hauptsächlichen Arbeiten sind natürlich Videoinstallationen, die sich eigentlich nur Kunstvereine oder Museen anschaffen würden.

*Du schreibst, dass es für dich zum Einen die individuelle Ebene gibt und zum Anderen die gesellschaftliche, und dass du dich an beiden Größen orientierst. Bei deiner aktuellen Installation „Der Vogt von Elspe“ ist die individuelle Ebene die Vereinsamung eines Menschen durch den Tod seiner Frau. Was ist die gesellschaftliche Dimension, die du fokussiert hast?*

JR: Wie die Gesellschaft mit Trauernden umgeht. Wie ist das Verhältnis zwischen Arzt und Patient und das Rollenspiel zwischen Kaiser und Untertan, als Symbol für die Hilflosigkeit? Trauerarbeit ist wahnsinnig anstrengend für beide Seiten. Für den

der trauert und der merkt, er geht den anderen auf die Nerven; und für denjenigen, der ihm gerne helfen möchte und merkt: ‚ich kann ihm überhaupt nicht helfen.‘

*Warum können die Akteure nicht anders miteinander umgehen? Hat das was mit menschlichem Versagen zu tun?*

JR: Die stecken alle in ihren Rollen fest. Ich halte es für sehr selten, dass Menschen sich wirklich ihrer Gefühle klar werden und diese auch artikulieren können, was sie warum und wie fühlen.

*Wie sieht im Allgemeinen dein Arbeitskonzept aus und wie integrierst du eigene Themen in deine Arbeiten?*

JR: Ich konstruiere eine Fiktion und nehme als Zusatz wirkliche Fakten, die ich recherchiere. Daraus entwerfe ich eine Collage und versuche dann, bestimmte Emotionen zu vermitteln. Hauptpunkt in der aktuellen Installation ist die Einsamkeit - wie geht man mit einem Verlust und dem Warten auf den Tod um?

*Also ist die Einsamkeit immer wieder ein starkes Thema für dich?*

JR: Schon, ja. Auch dass sich in der Einsamkeit die Person eine eigene Welt konstruiert.

*Um sich zu schützen?*

JR: Ja, aber auch als eine Beschäftigung - Kopfkino. Ist dann vielleicht besser als ARD und ZDF. (lacht)

*Wie kamst du darauf den Vogt von Elspe zu portraituren? Ich wusste überhaupt nicht,*

*dass es hier Vögte gab. Geschweige denn, was ein Vogt ist.*

JR: Ein Vogt war im Mittelalter ein adliger Beamter. Mein Opa hat früher die historischen Wappen der Vögte nachgeschnitzt. Es passiert mir immer wieder, dass ich eine Arbeit entwickle und hinterher, wenn sie fertig ist, jemand fragt, wie ich darauf gekommen bin. Ich kann da meistens keine klaren Antworten geben. Ich arbeite immer ungefähr ein Jahr an einem Projekt und da fließt unglaublich viel rein: Recherche, Ideen von anderen Leuten, ich baue was und irgendwas funktioniert nicht, dann muss ich einen anderen Weg gehen, und so weiter. Es ist ein ständiges Entwickeln.

*Wo siehst du dich in fünf Jahren?*

JR: Schwierig, ich weiß ja nicht mal was ich nächstes Jahr mache! Hoffentlich weiter Kunst produzieren, hoffentlich weiter irgendwo Geld dafür bekommen und Spaß an der Arbeit haben!

*Liebe Judy Ross, vielen Dank für das Gespräch!*

JR: Gerne.





Foto: Ulrich Schipp

„Der Vogt von Elspe“ in den alten Sozialräumen der Attendorner Hoesch Hallen.

„Es werden extreme Zeitsprünge präsentiert: Ein 500 Jahre alter, vereinsamter Vogt, eine Kaiserqueen, die eine Mischung zwischen Kaiser Otto III. und Königin Elisabeth II. darstellt, und ein Kurarzt aus dem 19. Jahrhundert namens Dr. Parnemann werden in Beziehung zueinander gesetzt. [...] An keinem Punkt entwickelt die Installation die Illusion des Authentischen. Alle drei sind nur Stellvertreter für etwas Abwesendes, sind Funktionsträger: Der Vogt steht für die mittelalterliche Gerichtsbarkeit, die Kaiserqueen für eine medial idealisierte Herrschaft und der Arzt für Heilung – so könnte man spekulieren.“

Hans D. Christ, Württembergischer Kunstverein Stuttgart



Dr. Parnemann behandelt die Kaiserqueen.  
Szene aus der Videoinstallation .

Foto: Ulrich Schipp



Foto: Ulrich Schipp

Judy Ross im Schlafzimmer des Vogtes.

„Meine Arbeiten sind narrative Installationen und Kurzfilme, in denen ich auf humorvolle und gleichzeitig ernsthafte Weise menschliches Versagen inszeniere. Durch die offensichtliche Konstruktion der Kulissen und übertriebene theatralische Darstellung der Charaktere möchte ich klassische Strukturen persiflieren, in diesem Fall die des Genrefilms oder der geschichtlichen Mythen. Ziel dabei ist es, durch das Stören der eingeübten Bilder die Erwartungen des Betrachters zu irritieren und seine Sehgewohnheiten in Frage zu stellen. Ein Thema dabei ist die Unfähigkeit zur Kommunikation.“

Judy Ross



Foto: Ina Gerke

Seitenansicht mit Blick auf das Sterbebett der Kaiserqueen.



## DAS GEHIRN IM TANK – WAS KÖNNEN WIR WISSEN?

Von Demian Göpfer

Seit Rene Descartes (1596-1650) in seinen *Meditationes de prima philosophia* einen Großteil unseres Wissens in Frage stellte und lediglich die Existenz seiner Selbst als Denker als bewiesen ansah, ist kein Ende der Diskussion um die zentrale Frage innerhalb der Erkenntnistheorie in Sicht, ob und was wir Menschen wirklich wissen können.

Wir glauben, viel zu wissen. Angefangen mit dem vermeintlichen Wissen darüber wer wir sind, wo wir sind, was wir sind, was wir tun und warum wir dies tun, wird im Alltag das Wissen im Grunde fast als gegeben vorausgesetzt. Doch was, wenn all dieses geglaubte Wissen ein Irrtum, eine Illusion ganz im Sinne von Descartes, wäre?

Um dieser Frage nachzugehen, sollte zuerst geklärt werden, inwiefern wir einem Irrtum unterliegen können, wenn es um unser mögliches Wissen geht. Wenn wir unser Wissen, zum Beispiel darüber, dass wir gerade über die Straße laufen, darauf bauen, dass wir die Straße unter unseren Füßen spüren, wir den Asphalt vor uns sehen und uns eventuell der Wind durchs Haar weht, so bilden einzig und allein unsere Sinneseindrücke die Basis, auf welche sich dieses Wissen gründet. Aber können wir unseren Sinnesor-

ganen trauen? Geben sie uns verlässliche Informationen?

Nun, zunächst einmal sind unsere Sinnesorgane durchaus eingeschränkt. So sieht der Mensch beispielsweise nur elektromagnetische Schwingungen zwischen 400-800 Schwingungen pro Sekunde, oder hört nur mechanische Schwingungen innerhalb eines Bereichs von 16-20000 Schwingungen pro Sekunde.<sup>1</sup> Für Schwingungen außerhalb dieser Bereiche haben wir Menschen, im Gegensatz zu anderen Lebewesen, keinen Zugang - Bienen, beispielsweise, sind in der Lage, UV-Licht zu sehen. So werden wir eine Blume mit Sicherheit anders wahrnehmen als es eine Biene tut. Anhand dieses kleinen Unterschieds kann man schon erkennen, dass der Mensch die Welt mit all ihren Formen nicht so wahrnimmt, wie sie vielleicht ist, sondern immer nur bestimmte Dinge sieht, hört und fühlt. Diese Beschränkung unserer Sinneswahrnehmungen schränkt auch unser mögliches Wissen stark ein. Letztendlich ziehen wir den größten Teil unseres „Wissens“ aus dem, was uns unsere fünf Sinnesorgane vermitteln. Wir erwerben dieses Wissen „a posteriori“, d.i. im Nachhinein, nämlich nach der Sinneserfahrung. Wir sehen die Welt so, wie wir sie, geprägt durch unseren Verstand und eingeschränkt durch unsere Sinnesorgane, wahrnehmen.

---

<sup>1</sup> Schüling, Hermann: *Erkenntnistheorie*, Giessen 1979, S. 4.

Schon Immanuel Kant versuchte zu zeigen, dass wir der Natur die Gesetze vorschreiben und nicht ihre Gesetze es sind, die wir befolgen. Unsere Wahrnehmung, so glaubte Kant, vermittelt uns nicht die Dinge, wie sie „an sich“ sind, sondern die Dinge und Gegenstände in der Welt richten sich nach unserer Wahrnehmung und präsentieren sich uns nur auf eine ganz bestimmte Weise.<sup>2</sup> Aber man muss nicht so weit in die Philosophie einsteigen, um in Zweifel über die Verlässlichkeit unserer Sinneswahrnehmungen zu geraten: Könnte es nicht einfach der Fall sein, dass wir gerade nur träumen dies oder jenes zu tun, oder hier oder dort zu sein, und wir in „Wirklichkeit“ eigentlich im Bett liegen und schlafen? Worin unterscheidet sich denn die Traumwelt von der sogenannten realen Welt? Wenn wir unter Realität all das verstehen, was wir sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen können, dann „ist Realität nichts anderes, als elektrische Signale, interpretiert von deinem Gehirn“<sup>3</sup>. Unser Nervensystem und somit unsere Sinnesorgane arbeiten mit elektrischen Reizen, welche im Gehirn verarbeitet werden. Woher diese elektrischen Reize kommen, können wir nie mit absoluter Sicherheit bestimmen. Theoretisch

könnte unser Gehirn sogar in einem Behälter mit Nährflüssigkeit schwimmen, während dessen Nervenzentrum in direkten Kontakt mit Elektroden gebracht wurde, die uns bestimmte elektrische Impulse senden und somit unseren Sinnen die entsprechenden Eindrücke lediglich illusorisch vermitteln und eine Realität vortäuschen. Folgt aber daraus nicht unmittelbar, dass wir die „Realität“ nicht anhand unserer Sinneseindrücke erkennen können? Auch eine künstliche Realität würde uns vollkommen real erscheinen.

Man könnte einwenden, es sei möglich über die Stufe oder den Grad des bewussten Empfindens den Unterschied zwischen Realität und Traum zu erkennen, oder auch über die Kohärenz, die unsere Realitätserfahrungen von Träumen unterscheidet. Allerdings ist auch das keine endgültige Lösung: Gäbe es ein Kriterium, um Traum und Illusion von tatsächlicher Wahrnehmung der Realität zu unterscheiden, könnten wir uns immer noch darin Täuschen, ob dieses Kriterium erfüllt ist oder nicht. Wir könnten träumen, dass unsere Träume kohärent sind, und nichts hindert uns im Traum daran zu glauben, dass unsere Traumwahrnehmung die gleiche Intensität besitzt wie eine tatsächliche Wahrnehmung.<sup>4</sup> Letztlich scheint es auf dieser Ebene der Diskussion keine einwandfreien Gründe für die Annah-

---

<sup>2</sup> Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft, Allgemeine Anmerkungen zur transscendentalen Ästhetik*, Voltmedia GmbH 1787, §8.

<sup>3</sup> Lerch, Silke Inken: *Ich weiss, dass ich nichts weiss, ein erkenntnistheoretischer Chat. Einführung in die Epistemologie für Fans des Spielfilms „The Matrix“*, kV, 2001, S. 77.

---

<sup>4</sup> Buhlman, William: *Out of Body, ASTRALREISEN – Das letzte Abenteuer der Menschheit*. Ansata 2004, S. 147 f., 251.

me zu geben, wir würden nicht in einem Traum gefangen sein. Auch wäre es theoretisch möglich, dass wir in Behältern auf dem Mond, angeschlossen an Elektroden, vor uns hinvegetieren und das Leben auf der Erde nichts ist als eine uns eingepflanzte Illusion, ein nie endender Traum vom Leben.

Die Überlegungen zu diesem Thema sind vielseitig und werden kontrovers diskutiert. Der amerikanische Sprachphilosoph Hilary Putnam vertritt seine ganz eigene Meinung. Er hat eine Argumentation entwickelt, mit welcher er den Versuch unternimmt, zu beweisen, dass die Vorstellung vom unwissentlichen Traum (oder dem Gehirn im Tank) und die damit verbundene Schlussfolgerung, dass wir nichts wirklich sicher wissen können, nicht zutrifft. Um zu erläutern, wie Putnam hierbei vorgeht, bedarf es eines kurzen Exkurses.

Putnams Überlegungen sind sprachphilosophischer Natur, beziehen sich also auf die Auslegung und Anwendung der Sprache hinsichtlich der Realität, insbesondere auf sprachliche Referenz. So geht er von der Annahme aus, dass man, um sich sprachlich auf ein Objekt zu beziehen, zuallererst die Möglichkeit haben müsse, eine Intention, d.i. eine Hinwendung des geistigen Fokus auf den entsprechenden Gegenstand zu leisten. Dabei ist es wichtig, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Begriff und dem von ihm bezeichneten Gegenstand besteht – es genügt nicht, dass dem Sprechenden eine einfache Vorstellung im

Sinne eines Bildes des Gegenstandes vorschwebt. Nicht die Vorstellung, die der Sprechende mit einem Begriff verbindet, sondern die Kausalrelation bestimmt das Bezugsobjekt des Begriffs. Ein Sprecher kann also glauben, dass er mit einem Begriff auf einen vorgestellten Gegenstand A referiert, während er tatsächlich auf einen Gegenstand B referiert, der mit dem Begriff in der geforderten Kausalverbindung steht.

Befindet man sich nun in einem „Gehirn im Tank“ und steht in keiner Kausalrelation zu Gegenständen der wirklichen Welt, die man glaubt, wahrzunehmen, so spricht man auch nicht von wirklichen Gegenständen. Denn eigentlich hat man gar keine Ahnung von ihnen, sondern bezieht sich lediglich auf das, was eben die entsprechende Vorstellung auslöst. Bei einem Gehirn im Tank wäre der entsprechende Auslöser möglicherweise der Code, welcher über die Elektroden an das Gehirn geleitet wird. So können wir an dieser Stelle festhalten: Die Beziehung zwischen dem Begriff und seiner Bedeutung, gedacht von einem Gehirn im Tank, unterscheidet sich von der entsprechenden Beziehung bei einem Menschen in der Realität. Das Gehirn im Tank und der Mensch in der Realität würden daher mit dem gleichen Begriff völlig unterschiedliche Dinge bezeichnen, da die Referenz der Begriffe unterschiedlich wäre. Das Gerüst von Putnams Argumentation sieht wie folgt aus:

*Erste Prämisse:* Wenn ich (in der Realität) ein Wort (z.B. Schnee) benutze, dann beziehe ich mich damit auf Schnee.

*Zweite Prämisse:* Wenn ein Gehirn im Tank ein Wort (wie z.B. Schnee) benutzt, dann bezieht es sich damit auf das vom entsprechenden Code vermittelte Bild von Schnee und nicht auf echten (aus unserer Sicht realen) Schnee.

*Folglich:* Meine Sprache unterscheidet sich von der eines Gehirns im Tank.

*Folglich:* Ich bin kein Gehirn im Tank.

Da sich also die Sprache eines Gehirns im Tank von unserer Sprache unterscheidet, sind wir keine Gehirne im Tank – so die Grundidee Putnams.<sup>5</sup>

Ein schwerwiegendes Gegenargument jedoch ist der Einwand, das Gehirn im Tank könne exakt zu der gleichen Feststellung gelangen und würde damit offensichtlich einen gewaltigen Irrtum begehen, da es ja ein Gehirn im Tank ist, welches zu dem Schluss kommt, kein Gehirn im Tank zu sein. Doch laut Olaf L. Müller verhält es sich, basierend auf Putnams Interpretation der Referenz, ganz anders.<sup>6</sup> Das Gehirn im Tank sagt genau genommen die Wahrheit, wenn es sagt, es sei kein Gehirn im Tank. Was auf den ersten

Blick paradox erscheint, klärt sich bei weiterer Betrachtung. Das Gehirn im Tank meint mit den Worten „Ich bin kein Gehirn im Tank“ etwas ganz anderes, denn die Begriffe in seiner Sprache besitzen eine andere Referenz. Mit den Worten "Ich bin kein Gehirn im Tank" meint es (referenziell), kein Code eines Gehirns im Code eines Tanks zu sein – was der Wahrheit entspricht. Es ist lediglich ein Gehirn im Tank. Dieser kleine sprachliche Unterschied mag banal erscheinen, doch führt er zu erheblichen Unterschieden in den Konsequenzen. Denn würde dies nicht zutreffen, so wäre die komplette Argumentation zunichte. So gesehen macht die soeben dargestellte sprachphilosophische Anschauung einen erheblichen Unterschied in der Interpretation des ganzen Phänomens um das Gehirn im Tank.<sup>7</sup> Die Aussage eines Gehirns im Tank, kein Gehirn im Tank zu sein, ist somit notwendig falsch:

So, if we are brains in a vat, then the sentence „We are brains in a vat“ says something false (if it says anything). In short, if we are brains in a vat, then „We are brains in a vat“ is false. So it is (necessarily) false.<sup>8</sup>

Es ist also Putnams Absicht, zu beweisen, dass wir keine Gehirne im Tank

<sup>5</sup> Vgl. Putnam, Hilary: *Reason, Truth and History*. Cambridge University Press 1981.

<sup>6</sup> Müller, L. Olaf: *Wirklichkeit ohne Illusion oder Der Abschied vom Skeptizismus*. Humboldt-Spektrum, 3/2005, S. 2-3.

<sup>7</sup> Müller, L. Olaf: *Wirklichkeit ohne Illusion oder Der Abschied vom Skeptizismus*. Humboldt-Spektrum, 3/2005, S. 4-5.

<sup>8</sup> Putnam, Hilary: *Reason, Truth and History*, Cambridge University Press 1981.

sein können, da jegliche Äusserung diesbezüglich notwendig falsch ist. Doch selbst wenn die Proposition „Ich bin ein Gehirn im Tank“ – unter Berücksichtigung der Kausalrelation – notwendigerweise falsch ist, folgt daraus nicht, dass wir keine Gehirne im Tank sind. Die Falschheit der Aussage „Ich bin ein Gehirn im Tank“ eines Gehirns im Tank impliziert nämlich nicht, dass ich kein Gehirn im Tank in jenem Sinne bin, den die Worte haben wenn sie von einem Sprecher in der realen Welt geäußert werden.

Putnams Argument ist daher problematisch: Putnam muss, soll das Argument leisten, was er von ihm erwartet, voraussetzen, dass die Sprache der Realität gesprochen wird und der Sprecher tatsächlich auf äußere, reale Gegenstände referieren kann, wenn er sich fragt, ob er ein Gehirn im Tank ist. Da wir uns diese Frage stellen können, so scheint Putnam zu argumentieren, ein Gehirn im Tank sie aber nicht stellen könnte, folgt, dass wir keine Gehirne im Tank sind. Natürlich ist das Argument ungültig: Indem Putnam die Konklusion zu Anfang bereits voraussetzen muss, macht er sich einer *petitio principii* schuldig, eines Fehlschlusses.<sup>9</sup>

Angenommen aber, die Grundidee Putnams entspräche der Wahrheit und demzufolge würde gleichwohl das Gehirn im Tank mit der Annahme es wä-

re kein Gehirn im Tank richtig liegen (da es ja etwas ganz anderes meint), würde so Putnams Erkenntnis nicht bestandslos, banal und ohne jegliche Konsequenz für die Erkenntnistheorie enden? Noch ein wenig weiter gedacht – diesmal aus einer Betrachtungsweise mit Blick auf die Konsequenzen –, hat diese Art der Interpretation Putnams gewiss ihre Vorzüge, denn sagt sie uns in gewisser Weise nichts anderes, als dass wir alle unser Leben genau dort leben wo wir gerade sind. So trivial dies auch klingen mag, ist es doch ein Lichtblick im Gegensatz zu dem Ausruf der Skeptiker, welche uns die Hoffnung auf wahres Wissen um unser Leben und die Welt zu verweigern suchen. Noch etwas weiter gesponnen könnte man sogar zu der folgenden Fragen gelangen: Was wäre wenn wir alle Gehirne in irgendwelchen Tanks wären? Würden wir nicht unser Leben genauso leben, wie wir es bis jetzt auch getan haben? Diese Überlegungen gehören nicht mehr hierher. Sie führen uns weg von der Erkenntnistheorie in den Bereich der Ethik.

---

<sup>9</sup> Schantz, Richard: *Wahrheit, Referenz und Realismus*. Walter de Gruyter, Berlin 1996, S. 314 f.

# EIN ÜBERBLICK ÜBER DIE KULTURGESCHICHTE EUROPAS

von Ulrich Schipp

Im Folgenden möchten wir uns der Kulturgeschichte Europas nähern. In unsere Betrachtung mit einbezogen werden wir auch die Begrifflichkeit „Abendland“, die, wenn Europa historisch betrachtet wird, nicht von davon zu trennen ist. Das abendländische Mitteleuropa hatte sich in der Neueren Geschichte aus Kaiserreichen und Kleinstaaterei über die Industrielle Revolution zu den heutigen Nationalstaaten entwickelt. Und das heutige Deutschland manifestierte erst mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine gesetzte Form der modernen Gesellschaft. Es scheint wichtig, zu sehen, dass die Umwälzungen des letzten Jahrhunderts gerade in der mitteleuropäischen Region verheerend und blutig ausgefochten wurden, und dass alte Strukturen und Traditionen erst mit der Kapitulation Nazi-Deutschlands in einem neuen demokratischen Deutschland aufgingen<sup>1</sup> – einer Region, die sich genau auf der Grenze zwischen West- und Osteuropa befindet.

---

<sup>1</sup> Sehr interessant sind hier die Arbeiten des Historikers Hans-Ulrich Wehler zu bemerken, der die Weltkriegsphase zwischen 1914 und 1945 als zweiten Dreißigjährigen Krieg beschreibt, der mit der Demokratisierung Deutschlands sein Ende findet.

Um den Einstieg zu ermöglichen werden wir uns zunächst aus kulturhistorischer Sicht mit Europa befassen. Hinzu kommt die wirtschaftliche Dimension, die, wie gezeigt werden soll, nicht von der kulturellen Dimension zu trennen ist.

## DIE GESCHICHTE EUROPAS (AUS ABENDLÄNDISCHER SICHT)

Wir möchten den Begriff „Europa“ erläutern, d. h. bestimmte Markungen, die sich bis heute als *Longue Durée* gehalten haben.<sup>2</sup>

Der Raum der heutigen Bundesrepublik Deutschland ist nicht von seinen historischen Verknüpfungen mit dem mitteleuropäische Umland zu trennen. Wenn man den Blick auf die Ursprünge des geographischen Begriffes „Europa“ richtet, so waren es die alten Griechen, die ihrerseits die von ihnen bewohnten und bekannten Gebiete des Mittelmeerraumes in drei Teile fassten. Die Länder südlich des Mittelmeeres nannten sie „Afrika“, wobei Bölsker-Schlicht erwähnt, dass sie dabei die Landenge an der Stelle des heutigen Suez-Kanals als Grenze ansahen. Die Landmassen östlich des Suez-Kanals nannten sie „Asien“ und schließ-

---

<sup>2</sup> Die lange Dauer, die *longue durée* im eigentlichen Sinne: Gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Strukturen oder geographische Gegebenheiten ändern sich nur sehr langsam oder gar nicht. Als Beispiele seien die Herrschaft der Pharaonen in Ägypten, der Feudalismus oder die Tatsache genannt, dass Barcelona am Meer liegt.

lich die Gebiete nördlich des Mittelmeeres und westlich der Meerenge Bosporus und Helespont „Europa“. Obwohl diese Einteilung keine objektive Grundlage bildet, ist sie bis heute verbreitet, jedenfalls in der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit.<sup>3</sup> Die Erkenntnis, dass Europa als natürliche, geographische Einheit nicht existiert, lässt nur den wissenschaftlichen Schluss zu, Europa von kultureller Seite zu betrachten und einzugrenzen.

Nach Antoni Podraza hat Europa drei große Teilungen erlebt, die bis heute Nachwirkungen zeigen und den Kontinent in mehrere Großregionen teilen.

#### DIE DREI TEILUNGEN EUROPAS

Die erste Teilung charakterisiert die antike Welt und trennt die Mittelmeerwelt des Imperium Romanum vom kontinentaleuropäischen „Barbarentum“, dessen Grenzen jahrhundertlang der Rhein und die Donau bildeten. Innerlich war das Mittelmeerreich wiederum in einen Osten und eine Westen gespalten.<sup>4</sup> Im Osten waren die Elemente der griechischen-hellenistischen Kultur, mit Einflüssen aus dem nahen Osten vorherrschend. Im Westen dominierten römische Elemente. Diese ursprüngliche Spaltung Europas hat auch in der Phase des Mittelalters nicht seine Bedeutung verloren. Auf

den Trümmern des Weströmischen Reiches entstehen nach 476 n. Chr. verschiedene germanische Staatsgebilde. Das Ostreich hingegen, später Byzanz genannt, überstand die Übergangsperiode von der Antike zum Mittelalter. Obwohl es sich gegen Germanen, später Slawen, gegen Perser und arabische Expansion zu Wehr setzen musste, überdauerte es noch nahezu 1000 Jahre. Was die Gebiete des alten Weströmischen Reiches weiterhin verband, war die gemeinsame Tradition der antiken Kultur und die des Christentums.

Die folgende Entwicklung, die Podraza schildert, ist die Verlagerung der westlichen Welt nach Osten und die religiöse Spaltung des Festlandes in römisches Christentum und griechisch-orthodoxe Kirche. Am Ende dieser Entwicklung stehen die Ostgrenzen Westeuropas nicht mehr an Rhein und Donau, sondern an der Ostgrenze Polens, der Grenze Ungarns und später auch den Grenzen des Baltikums und Finnlands.<sup>5</sup> Wir haben es seit dem 10.

---

<sup>5</sup> Podraza führt an, dass die slawischen Völker bereits im 4. Jh. von Byzanz aus missioniert wurden, dessen Einflussgebiet sich über den Balkan zur Donau und ins Großmährische Reich erstreckte.

Neben dem religiösen Faktor (Christianisierung der Sachsen unter Karl dem Großen), spielen auch der kulturelle und wirtschaftliche Prozess eine große Rolle. Die Kolonisation nach deutschem Recht, die Zuwanderung deutscher Ansiedler nach Böhmen, Ungarn, Polen und den skandinavischen Ländern und damit die Übernahme neuer Organisations-

---

<sup>3</sup> Bölsker-Schlicht, Franz: *Europa, eine historische Einheit?*, S. 12ff.

<sup>4</sup> Dies wird auch 395 n. Chr. organisatorisch deutlich, denn ab diesem Zeitpunkt gibt es ein Weströmisches und ein Oströmisches Reich.

Jh. und spätestens seit dem 14. Jh. mit einer neuen Situation in Europa zu tun. Die alte Einteilung in christliches („Imperium“) und heidnisches („Barbaricum“) Europa war verschwunden. Dafür entstand eine neue Einteilung in westliches und östliches Europa, die sich nicht nur in der Differenzierung religiöser Strömungen zeigte, sondern sich auch mit kulturellen Unterschieden deckte.

Während es an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit so aussah, als ob die Unterschiede zwischen dem „alten“ und „neuen“ Westeuropa verwischt würden, kam es im östlichen Teil zu einer dritten Spaltung. In diesem Kulturkreis bildeten sich zwei Subzentren heraus: Der zum Byzantinischen Reich gehörende Balkan einerseits und die großen Weiten des Kijewer Russlands andererseits. Letzteres erlebte im 12. Jh. nach dem Mongolen- einfall über zweihundert Jahre Unterjochung und in deren Folge eine Spaltung in drei weitere Teile: Erstens in ein Südwestrussland, das sich im 14. Jh. innerhalb des Litauischen Staates und teilweise auch innerhalb des polnischen Staates befand; zweitens in das Nowgoroder Russland, das Beziehungen zu den Nachbarn in Litauen, dem Deutschen Orden und Schweden unterhielt; und drittens in das Mos-

---

formen der sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen. Dadurch, schreibt Podraza, haben sich die „Randländer“ den westlichen Kerngebieten angenähert. Vgl. Ebd., S. 72.

° Dieses Gebiet wurde 1478 in das Moskau-

kauer Russland, das im Laufe der Zeit die Vorherrschaft der drei Gebiete übernahm. Gegen Ende des Mittelalters kam es zu einer Verschiebung des Zentrums der osteuropäischen Region vom Süden zum Norden, von der Balkaninsel nach Russland. Die Balkanländer und die einzelnen Provinzgebiete des byzantinischen Reiches wurden von der Türkei unterworfen. 1453 fiel Byzanz. Die türkische Herrschaft führte zur Entstehung einer spezifischen Region, die wir als Südosteuropa oder Balkanregion bezeichnen. In dieser Situation wurde das historische Russland zum Hauptzentrum des osteuropäischen Kulturkreises, das sich seit dem 15. Jh. beständig vergrößerte. Die Idee „Moskau – das dritte Rom“ zeugte von der besonderen Rolle dieses aufkommenden Staates, der als eine Fortsetzung der Traditionen Roms und Konstantinopels angesehen wurde.

Seit dem 18. Jh. verliefen die Grundphasen der kulturellen Entwicklung Russlands parallel zu denen in Westeuropa (Aufklärung, Klassizismus, Romantik, Positivismus, Neoromanik). Dies bleibt aber eine Ausnahme. Entwicklungen des Mittelalters und der frühen Phase der Neuzeit finden in Russland keine Entsprechung. Die kulturellen Unterschiede zwischen Ost- und Westeuropa sind bis heute nicht ausgeglichen. An der Ostgrenze Polens, so Podraza, verläuft immer noch die Grenze zwischen zwei Sphären der europäischen Kultur.

---

er Russland einverleibt.

Fassen wir noch mal zusammen: Die erste Spaltung war die für die antike charakteristische Einteilung Europas in „Imperium“ und „Barbaricum“. Die zweite Spaltung war die Einteilung in West- und Osteuropa, die sich in unterschiedlichen christlichen Riten und Kulturmustern zeigte. Die dritte Spaltung Europas an der Schwelle des Mittelalters zur Neuzeit erfolgte hauptsächlich im Hinblick auf den Unterschied der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Entwicklung.<sup>7</sup>

Franz Bölsker-Schlicht führt weiter aus, dass die Kultur des Abendlandes (was er synonym für Westeuropa verwendet) sich in ihrem Selbstverständnis auf die antike griechisch-römische Kultur als ältestes einer Reihe von Kulturelementen bezieht.<sup>8</sup> Im Gegensatz dazu steht unsere Beobachtung, dass sich der Kulturbezug Osteuropas ganz anders darstellt.

Auch Erich Hassinger bezieht bei der Einteilung Europas wesentlich stärker den Begriff des Abendlandes mit ein. Er versteht unter Abendland jenen Raum, dessen Völker das Christentum direkt oder indirekt in seiner römischen Ausprägung erhalten haben. Für ihn schafft der Begriff Europa eine zu diffuse Grenze für die weitere kulturgeschichtliche Forschung. Die Gemeinschaft der Christenheit umfasste die germanischen und romanischen Völker, die Westslawen, von den Süds-

laven nur die Slowenen und Kroaten, im Westen die Reste des Keltentums, im Osten die baltischen Völkern sowie die Finnen und Magyaren.<sup>9</sup> Wenn wir im späten Mittelalter auf diese Weise eine kulturelle Grenze ziehen, ging das so definierte Gebiet weit über die Grenzen des alten Imperiums hinaus. Hassinger führt weiterhin an, dass diese Einteilung noch nicht die gesamte Christenheit umfasste. So berücksichtigt er ebenfalls die von Byzanz her missionierten, nicht unter der geistlichen Herrschaft des Vicarius Christi in Rom stehenden Süd- und Ostslawen sowie die ostkirchlichen Griechen und Rumänen. Er unterscheidet in Europa damit grob einen abendländischen und einen außerabendländischen Bereich. Ob diese Einteilung sinnvoller ist, bleibt dahingestellt, jedoch macht auch Hassinger in seinem 1964 erschienen Buch deutlich, dass eine zentrale Binnengrenze existiert, die den Westen vom Osten trennt. Diese führt, in einzelnen Phasen der Geschichte verschoben, von der Ostsee bis zur Adria.<sup>10</sup>

Das heutige Gebiet Deutschlands, auch ohne seine alten Ostgebiete, befindet sich also in einer Grenzregion der beiden europäischen Kulturlinien. Diese Grenze lässt sich auch wirtschaftlich deutlich machen.

<sup>7</sup> Wir werden im Kapitel "Wirtschaft" näher auf diese Entwicklung eingehen.

<sup>8</sup> Bölsker-Schlicht, S. 13.

<sup>9</sup> Die Magyaren gehören zu den finno-ugrischen Völkern.

<sup>10</sup> Hassinger 1964, S. 14.

## WIRTSCHAFTLICHE DIMENSION UND DIFFERENZ

Der wirtschaftliche Ausblick soll im Groben die Entwicklungen vom ausgehenden Mittelalter und den Kontrast der europäischen Wirtschaftsunion nach dem Zweiten Weltkrieg zeichnen. Er soll die Unterschiede zeigen, die innerhalb der europäischen Grenzen bestehen.

Während sich Westeuropa bereits zu Beginn des 15. und des 16. Jh. in Richtung einer kapitalistischen Wirtschaft entwickelte<sup>11</sup>, spezialisierte sich Osteuropa eher einseitig auf die Landwirtschaft, die sich auf das Vorwerks- und Leibeigentumssystem und auf den Absatz der Rohstoffe in den westeuropäischen Ländern stützte. Osteuropa bleibt in wirtschaftlicher Hinsicht die kommenden Jahrhunderte eine unterentwickelte Region, verglichen mit Westeuropa. Der Unterschied in der wirtschaftlichen Entwicklung wirkte sich auch auf die sozialen Verhältnisse aus. Kennzeichnend sind das Leibeigentum der Bauern, die unterschiedliche Rolle des Adels im Osten und Westen und die stärkere Rolle des Bürgertums im Westen. Podraza spricht von einer weiteren Kontinentalspaltung aufgrund dieser wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklung, die bis ins 20. Jh. anhielt und welche die alten kulturellen Grenzen noch ver-

stärkte, ohne bis heute an Bedeutung zu verlieren.<sup>12</sup> Die deutschen Gebiete östlich der Elbe nehmen für ihn eine Sonderstellung ein. Sie gehören zwar zum westlichen Kulturkreis, wirtschaftlich-sozial gesehen gehören sie aber eher dem osteuropäischen Gebiet an.<sup>13</sup> Die Ursache der neuerlichen Probleme in Ostdeutschland nach der Vereinigung von Bundesrepublik und DDR ist für Podraza noch lange vor dem „Eisernen Vorhang“ auszuma-chen. Bereits seit dem Mittelalter durchschneidet Europa eine zentrale Achse der überdurchschnittlichen ökonomischen Entwicklung. Diese Achse verläuft zwischen London und Mailand und ist bekannt als die sogenannte „Wohlstandsbanane“ (oder auch „blaue Banane“), die im leichten Bogen die reichsten Regionen Europas verbindet.<sup>14</sup>

---

<sup>12</sup> Podraza, S. 75.

<sup>13</sup> Unter zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen soll hier auch auf das Schriftstück von Max Weber von hingewiesen werden, dass den Titel trägt: *Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland* und 1892 im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften entstand.

<sup>14</sup>

<http://archiv.hausrissen.org/pdf/ausblick/2-2006/Robejsek%20-%20HanseRegion.pdf> (Stand 26.9.2007).

---

<sup>11</sup> Podraza führt an, dass sich Handwerks- und Industrieproduktion sowie interkontinentaler Handel entwickelte. Vgl. Podraza, S. 75.

1948 schließen sich im Brüsseler Pakt Frankreich, Großbritannien, die Be-Ne-Lux- Länder und 1954 die Bundesrepublik Deutschland zu einem Militärbündnis zusammen. Dieses Bündnis wird später Westeuropäische Union genannt. Was anfänglich ein Zusammenschluss gegen eine mögliche Aggression Deutschlands war, zielte später, unter der Beteiligung Westdeutschlands, auf die Verteidigung gegen die Expansion der UDSSR in Mittel- und Osteuropa.

Nach dem Europarat 1949 (Frankreich, Großbritannien, Be-Ne-Lux- Länder, Irland, Norwegen und Dänemark, 1950 Bundesrepublik Deutschland) und der NATO, gründet sich 1951 die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS).<sup>15</sup> Ihre Mitglieder erhielten Zugang zu den Produktionsfaktoren der Kohle- und Stahlindustrie ohne Zölle zahlen zu müssen. Die Gründerstaaten waren Belgien, die Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die Niederlande. Würden wir England noch dazu nehmen, hätten wir wieder die zentralen Regionen der wirtschaftlichen Entwicklung Europas vereint. Bis zum heutigen Tag liegt die Basis der europäischen Wirtschaft in dieser westlichen Sphäre.

*Bertelsmann Lexikothek Verlag 1985: Deutschland. Portrait einer Nation, Gütersloh.*

*Die Grosse Bertelsmann Lexikothek 1998: Wirtschaft, Staat, Gesellschaft, Gütersloh.*

*Hassinger, Erich 1964: Das Werden des neuzeitlichen Europas 1300 - 1600, Braunschweig.*

*Nienhard, Gottfried, Detlef Junker, Richter, Michael W. 1997: Deutschland in Europa. Nationale Interessen und internationale Ordnung im 20. Jahrhundert, Mannheim.*

*Schulz, Eberhard 1982: Die deutsche Nation in Europa. Internationale und historische Dimension, Bonn.*

*Van Deth, Jan W. 2004: Deutschland in Europa. Ergebnisse des European Social Survey 2002 - 2003, Wiesbaden.*

*Wagner, Helmut (Hg) 2005: Europa und Deutschland, Deutschland und Europa. Liber amicorum für Heiner Timmermann zum 65. Geburtstag, Münster.*

<sup>15</sup> Auch "Montanunion" genannt.

# DER WILLE AN SICH BEI ARTHUR SCHOPENHAUER

Von Theodoros Konstantakopoulos

## EINLEITUNG

Für Arthur Schopenhauer, der als Sohn eines reichen Kaufmanns in Danzig geboren wird, ergibt sich schon in früher Kindheit die Möglichkeit, die Welt durch Reisen aus nächster Nähe kennenzulernen. Die unmittelbaren Erfahrungen und Eindrücke seiner Reisen sollten sein Denken und somit seine Philosophie in jener charakteristischen Weise prägen, die ebenso nüchtern und lebensnah ist, wie die Erlebnisse seiner Reisen selbst. Durch den frühen Tod seines Vaters erwirbt Schopenhauer zwar die ihm so hoch geschätzte Freiheit und finanzielle Unabhängigkeit, doch verliert er damit zugleich einen Menschen, den er ausserordentlich schätzte. Freier Philosoph zu sein, war schon früh Schopenhauers erklärtes Ziel, welches er mit dem geerbten Vermögen seines Vaters verwirklichen konnte. Am 9. September 1860 stirbt Schopenhauer im Alter von 72 Jahren an einer Lungenentzündung, allein in seinem Frankfurter Zimmer. Seine Philosophie ist jedoch bis heute in vielen Aspekten lebendiger denn je.

Der Versuch, die Welt so zu verstehen, wie sie wirklich ist und die Erfahrung ihrer zu deuten, ist eines der Leitmotive in Schopenhauers Denken. Ein weiteres Motiv besteht in dem Ver-

such, das Wesen des Menschen ethisch zu entlarven. Sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* soll Schopenhauer jenen soteriologischen Trost des Lebens als einer via dolorosa bringen, den er darin zu verkünden versucht.

Schopenhauer nimmt in *Die Welt als Wille und Vorstellung* wesentliche Veränderungen am traditionellen Verständnis von Metaphysik vor. Das Prinzip, nach dem sich alles Seiende richtet, ist nach Schopenhauer der Wille. Ausgehend von diesem grundlegenden Prinzip, bildet Schopenhauer seinen konzeptuellen Rahmen zum Verständnis der Welt aus. Sein Hauptwerk, *Die Welt als Wille und Vorstellung*, gliedert er in vier Teile. Im ersten Teil erläutert Schopenhauer den Begriff der Vorstellung und die damit verbundene empirische Erfahrung. Den zweiten Teil widmet er dem Begriff des Willens als dem inneren Wesen der Welt, der in dieser Arbeit behandelt wird. Der dritte Teil thematisiert unter anderem Ideen im Kontext der platonischen Lehre, sowie ästhetische Betrachtungen über die Kunst. Der vierte Teil behandelt die Ethik. Der Wille an sich, den es in diesem Essay in Ansätzen zu erläutern gilt, stellt einen Kernpunkt der schopenhauerschen Philosophie dar. Es soll gezeigt werden, dass Schopenhauer den Willen als metaphysischem Prinzip allem Seienden zugrunde legt, ohne ihn, wie bei Platon und Aristoteles, dabei als vernunftgeleitetes Urprinzip zu verstehen.

Schopenhauers Philosophie mag oberflächlich betrachtet den Eindruck erwecken, es handle sich bei ihrem Verfasser um einen Pessimisten. Doch bei genauer Lektüre der Texte wird klar, dass Schopenhauers Philosophie nicht pessimistischer ist als die Metaphysik seiner Vorgänger. Schopenhauers Philosophie ist vielmehr empirisch fundierter, da Schopenhauer von erkenntnistheoretisch evidenten Schlüssen ausgeht. Er nimmt an, ebenso wie Kant, dass Raum und Zeit die Bedingungen sind, unter denen der Mensch eine sinnliche Anschauung gewinnt. Schopenhauers Theoriebildung findet in Kants kritisch-transzendentaler Grundposition das Fundament seiner eigenen metaphysischen Position. Was Kant jedoch nicht in seinen Betrachtungen berücksichtigte, ist der eigene Leib als Zentrum und Schaltstelle von Erfahrungen. Bei Schopenhauer sind Erfahrungen als Objekte der sinnlichen Anschauung zu verstehen.<sup>1</sup> Dabei ist auch der Leib eine Erscheinung, also eine Vorstellung, und als solche ist er, wie alle Objekte unserer Anschauung, den Gesetzen der Kausalität oder, wie Schopenhauer auch sagt, dem *Satz vom Grunde* unterworfen. Der Leib ist jedoch die einzige Vorstellung, die zugleich auch Wille ist. Aus dem Selbstverständnis des Subjekts ergibt sich eine Dichotomie: Einerseits sind wir erkennende Wesen, die unmittelbare Kenntnis von sich als leibliche Subjekte haben, aber

zugleich sind wir als überhaupt erkennende Subjekte uns selbst unerkennbar. Wir können uns als raum-zeitliche Wesen (als Leib) erfahren, als Objekt unter Objekten. Als leibliche Wesen sind wir den Gesetzen der Kausalität unterworfen. Aber als Wollende wollen wir auch etwas. Warum wir überhaupt wollen, erklärt sich nicht. Wie ein solches Wollen aber zu denken ist, soll aspekthaft in den folgenden Kapiteln erläutert werden.

#### DER BEGRIFF DES WILLENS

Die Welt ist, Schopenhauer zufolge, hinsichtlich ihres Wesens entweder Wille oder Vorstellung. Der Wille selbst hat seinen Ursprung nicht in der anschaulichen Vorstellung, sondern geht aus dem unmittelbaren Bewusstsein eines jeden Menschen hervor.<sup>2</sup> Schopenhauer zufolge ist die gesamte sichtbare Welt letztlich nur ein Spiegel des Willens, mit anderen Worten: Alles sinnlich Wahrnehmbare ist Erscheinung unseres Willens. Als Vorstellung offenbart sich uns die Welt, wie sie als Objekt der Erfahrung existiert. Sie ist die Anschauung eines Anschauenden und als solche Vorstellung.<sup>3</sup> Der Welt als Vorstellung kommen zwei wesentliche und untrennbare Faktoren zu, die in Wechselbeziehung zueinander stehen. Zum einen ist sie Objekt einer Anschauung in Raum und Zeit und zum anderen als vorstellendes Subjekt selbst gegeben.

<sup>2</sup> Vgl. Fromm: *Arthur Schopenhauer*, S. 49.

<sup>3</sup> Vgl. Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 9.

<sup>1</sup> Vgl. Fleicher: *Schopenhauer*, S. 63.

Wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden, liegt der Wille, wie ihn Schopenhauer als unmittelbar (als Ding an sich) denkt, allen Naturkräften zugrunde.

Der Wille objektiviert sich in einer Stufenfolge und tritt somit als Objektivati- on auf unterschiedlichen Ebenen in Erscheinung. Jede Ebene des Willens strebt nach einer höheren Objektivati- on. Die Stufenfolge der Objektivati- onen reicht von den untersten Stufen der physikalischen und chemischen Naturprozesse des organischen Le- bens, etwa in Form eines Selbsterhal- tungstriebes, dem auch der Mensch unterliegt, bis hin zu jenen vernunftgelei- teten Handlungen, die, wie noch nä- her zu erläutern sein wird, dem blinden Willen (als Ding an sich) unter- liegen. Doch was meint Schopenhauer genau mit „Objektivati- on des Wil- lens“? Alle Erscheinungen, unter ih- nen auch der Leib, sind Objektivati- onen, also Erscheinungsweisen des Willens.

Im Falle der Lebewesen ist es die Selbsterfahrung des Leibes, die als Wil- le und zugleich als Vorstellung gege- ben ist. Der Leib ist, ebenso wie alle Erscheinungen ein zur Vorstellung ge- wordener Wille, sofern er anschau- liches Objekt (Vorstellung) oder, wie Schopenhauer sagt, die „Objektivität“ meines Willens<sup>4</sup> ist. Er ist jedoch zu- gleich anschauendes und erken- nendes Subjekt des Wollens und als

solches sich als eines individuellen Willens selbst bewusst. Der Leib ist die Objektivität oder Erscheinung des Wil- lens selbst. Die jeweiligen Erschei- nungsweisen des Leibes sind also Ab- bilder des Willens selbst.

Jedem Objekt liegt eine Vorstellung zugrunde und alle Vorstellung setzt ein Subjekt voraus. Doch der eigene Leib ist eine Realität, die nicht bloss als Vorstellung (als Objekt) gegeben ist, sondern eine Entität, die zugleich mein Ich darstellt. Als solcher ist mir der Leib unmittelbar evident, also un- mittelbar erfahrenes Objekt. Als Ob- jekt unter Objekten ist er jedem das Realste.<sup>5</sup> In ihm fallen das Erkennende und das Erkannte zusammen.<sup>6</sup> Seinem Wesen nach ist der Wille zwar nicht erkennbar, wenn wir aber in unser Innerstes blicken, so schreibt Schopen- hauer, finden wir uns immer als wollend.<sup>7</sup> Wie erklärt sich diese Dichotomie?

Grundsätzlich ist der Wille auf dreier- lei Weisen zu verstehen. Erstens als Wille an sich, zweitens als blosser Sicht- barkeit, also als Objektivati- on des Leibes, und schliesslich als empiri- sches Wollen, also als bloße Funkti- on eines Teils dieses Leibes.<sup>8</sup> Empi-

<sup>5</sup> Vgl. Fleischer: *Schopenhauer*, S. 90.

<sup>6</sup> Vgl. Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 172-173.

<sup>7</sup> Schopenhauer: *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*, S. 142.

<sup>8</sup> Vgl. Schopenhauer: *Über den Willen in der Natur*, S. 340/341.

<sup>4</sup> Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vor- stellung*, S. 125.

risch tritt er als Empfindung des eigenen Leibes in Raum und Zeit auf. Als intelligibler Willenscharakter ist der Wille frei, als empirisches Wollen und Handeln ist er determiniert.<sup>9</sup>

Der Mensch tut allezeit nur, was er will und tut es doch notwendig. Das liegt aber daran, daß er schon ist, was er will; denn aus dem, was er ist, folgt notwendig alles, was er jedesmal tut.<sup>10</sup>

Als Leib im Sinne eines anschaulichen Objektes und als empirisches Wollen ist der Wille Erscheinung und unterliegt dem Satz vom Grunde, weshalb er determiniert ist. Dagegen ist der Wille an sich, solange er sich nicht objektiviert hat, Ding an sich und als solches frei. Diese transzendente Freiheit besteht darin, dass der Wille nicht den Kausalitätsgesetzen unterworfen ist und somit unabhängig ist von allen anderen Formen der Erscheinung, die den Gesetzen der Kausalität unterworfen sind. Als Ding an sich ist der Wille Seiend, eine Einheit, eine Realität, während alles andere Illusion und Pluralität ist. Wie der Wille an sich genau zu verstehen ist, soll im folgenden Kapitel näher ausgeführt werden.

## DER WILLE AN SICH

Wie sich aus dem Vorhergehenden zeigt, ist das Ich als Subjekt Wille, während das Ich, als Objekt seiner eigenen Betrachtung, Vorstellung ist. Somit ist uns nur das Ich als Ding an sich gegeben. Alles, ausser dem Ich als Subjekt, ist dem Willen nur Objekt, denn die übrige Welt ist ihm bloss als seine Vorstellung gegeben und nur nach Analogie unseres eigenen Leibes können wir auf einen Willen in anderen Leibern schliessen.<sup>11</sup> Es ist die dem blinden Willen dienende Vernunft, die den Menschen dazu befähigt diesen Analogieschluss zu ziehen. So postuliere ich, was ich selbst unmittelbar-gefühlsmässig erfahre, als identisch gegeben in allen übrigen vernünftigen Lebewesen.

Es ist nach Schopenhauer ein und derselbe Wille, der sich in der ganzen Welt objektiviert.<sup>12</sup> Diesen einen Willen als Ding an sich erfahren wir unmittelbar durch unseren eigenen Willen. Schopenhauer vergleicht dies mit einem individuellen Blick durch verschiedene Fenster in ein und dasselbe Haus<sup>13</sup>, wobei das Haus (der Wille an sich) als *prima uniti* zu sehen ist. Weil dieser Wille etwas uns unmittelbar Bekanntes und grundlegend Ersichtliches ist, ist er Schopenhauer zufolge selbst grundlos. Mit anderen Worten,

<sup>9</sup> Vgl. <http://www.textlog.de/schopenhauer-7.html>, 03.07.2008.

<sup>10</sup> Schopenhauer: *Preisschrift über die Freiheit des Willens*, S. 82f.

<sup>11</sup> Vgl. Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S.126.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 181.

<sup>13</sup> Vgl. ebd., S. 185.

Schopenhauer sieht das, was aller Erscheinung zugrunde liegt, als das Grundlegende und wirklich Reale an, weil es sich im Innern eines Individuums als die fundamentale Kategorie offenbart, welche nicht überwunden werden kann.

Dasjenige, was von der Welt übrig bleibt, nachdem man davon abieht, dass sie unsere Vorstellung ist, ist der Wille als das Ansich aller Dinge.<sup>14</sup>

Daraus lässt sich schliessen, dass nicht nur das menschliche Handeln diesem Willen zugrunde liegt, sondern die gesamte organische sowie anorganische Natur. In der Welt der Erscheinungen objektiviert sich der Wille als Überlebens- und Fortpflanzungstrieb, als ein Wille zum Leben. Als ein solcher ist der Wille blind und ohne Ursache, denn wir können nicht erklären, warum er überhaupt ist. Ähnlich dem Selbsterhaltungstrieb bei Hobbes, der als Naturanlage beschrieben wird, die jedem Menschen gegeben ist und von dem seine Handlungen bestimmt werden, ist auch der Wille an sich ein grundlegender Impuls aller Handlungen. Der Unterschied besteht darin, dass der schopenhauersche Wille an sich allen Geschehnissen und nicht nur den menschlichen Handlungen zugrunde liegt.

Aus dem Leben und dem damit verbundenen Daseinsdrang erwachsen stän-

dig neue Bedürfnisse, die nie endgültig befriedigt werden können. Die Begierde ist unersättlich. Jedes erreichte Ziel führt wieder zum Anfang eines neuen Strebens<sup>15</sup>, ohne jemals in einer endgültigen Befriedigung, in einer Art *eudaimonia* zu kulminieren. Schopenhauer beschreibt dies folgendermassen: „Alles Wollen entspringt aus Bedürfnis, also aus Mangel, also aus Leiden“.<sup>16</sup> Das Glück bleibt dem Menschen vorenthalten, denn „gegen jeden einen Wunsch, der erfüllt wird, bleiben wenigstens zehn versagt“<sup>17</sup> und „jeder erfüllte Wunsch macht gleich einem neuen Platz“.<sup>18</sup> Schopenhauer sieht zum einen in der Verneinung des Willens zum Leben, in der Askesis, und zum andren im Mitleid einen Ausweg aus dieser potentiellen Hölle der ständigen ‚Unzufriedenheit‘ und des Leidens.<sup>19</sup> Dagegen ist die Bejahung des Willens zum Leben das von keiner Erkenntnis gestörte beständige Wollen selbst, wie es das Leben der Menschen im Allgemeinen ausfüllt.<sup>20</sup> Auf eine genauere Erklärung dieses umfangreichen und massgebenden Aspektes muss hier allerdings verzichtet werden.

---

<sup>15</sup> Vgl. Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 185.

<sup>16</sup> Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 213.

<sup>17</sup> Ebd., S. 213.

<sup>18</sup> Ebd., S. 213.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., S. 409.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 342.

---

<sup>14</sup> Schopenhauer: *Der handschriftliche Nachlaß, Frühe Manuskripte* (1804- 1818). S. 353.

Es gilt zuletzt noch auf eine weitere Besonderheit des Willensbegriffes zu verweisen und die damit verbundene Frage zu stellen, wann genau es sich um einen Willensakt handelt und wann nicht. Jeder Willensakt, so Schopenhauer, löst sofort eine Aktion des Körpers aus.<sup>21</sup> Doch um einen Willensakt handelt es sich nur, wenn die damit verbundene Handlung in der Gegenwart unmittelbar stattfindet. Entscheidungen, die wir nicht für das jetzt treffen, sind keine Willensakte, sondern Überlegungen der Vernunft.<sup>22</sup>

Alle gegenwärtigen Handlungen sind somit Ausdruck des einen Willens. Das Wesen des Willens als Ding an sich ist der Wille zum Leben. Es ist ein Wille, der eine Seinsweise seiner selbst will.<sup>23</sup> In gewisser Weise kann man sagen, es ist der Wille, selbst in Erscheinung zu treten.

Vor uns bleibt allerdings nur das Nichts. Aber das, was sich gegen dieses Zerfließen ins Nichts sträubt, unsre Natur, ist ja eben nur der Wille zum Leben, der wir selbst sind, wie er unsere Welt ist. Daß wir so sehr das Nichts verabscheuen, ist nichts weiter als ein anderer Ausdruck davon, daß wir so sehr das Leben wollen, und nichts sind, als dieser Wille, und nichts kennen, als eben ihn.<sup>24</sup>

Dieser Wille zum Leben ist es, welcher sich zugleich als Triebfeder unserer Handlungen erweist. Der einzelne Akt hat hinsichtlich des Willens zwar einen Zweck, doch das gesamte Wollen hat keinen.<sup>25</sup> Die Abwesenheit jeden Zieles gehört zum Wesen des Willens an sich.<sup>26</sup> Der Wille als solcher ist mit einem endlosen Streben zu vergleichen, ähnlich einem Objekt, welches durch seine Schwere beständig der Schwerkraft ausgesetzt ist, ohne ein letztes Ziel in diesem Wirken zu erhalten. Als eine solche Aktivität gleicht der Wille einem unbewussten Prozess.

#### RESÜMEE

Der Satz von Grunde dient Schopenhauer als Paradigma für ein Erkenntnisvermögen, das mit den Prinzipien des Werdens und des Vergehens zusammenhängt, also alles nur aus Ursache-Wirkungszusammenhängen heraus zu erklären vermag. Doch wie sich zeigt, ist das Wesen der Welt, wie Schopenhauer es versteht, nicht aus Ursache- und Wirkungszusammenhängen zu erklären oder gar zu erkennen. Verstand und Vernunft sind lediglich Werkzeuge des Willens. Der Wille, als allem zugrunde liegendes Prinzip ist jedoch nicht als Ursache für etwas zu verstehen. Als Erscheinungen haben die Dinge andere Erscheinungen als

<sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 122.

<sup>22</sup> Vgl. Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 123.

<sup>23</sup> Vgl. Fleischer: *Schopenhauer*, S. 102.

<sup>24</sup> Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 426.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 218.

<sup>26</sup> Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 185.

Ursache. Der subjektive Wille wiederum verfolgt bestimmte Ziele und ist Ursache für entsprechende Handlungen. Doch dieser subjektive Wille ist nicht der Wille an sich. Denn beim Willen an sich handelt es sich um ein Wollen, welches nur um seiner selbst willen will. Was der Wille an sich letztlich anstrebt, ist seine eigene Objektivation.<sup>27</sup> Demzufolge ist der schopenhauersche Wille, als Ding an sich, nicht als Ursache der Erscheinungen zu verstehen wie bei Aristoteles, sondern vielmehr als das, was alle Ursachen überhaupt erst zur Wirkung bringt.<sup>28</sup>

#### LITERATUR

Fromm, Eberhard: *Arthur Schopenhauer*. Dietz Verlag, Berlin 1991.

Fleischer, Margot: *Schopenhauer*. Herder Verlag, Freiburg in Breisgau 2001.

Lesniewska, Anna: *Der Begriff des Gewissens bei Schopenhauer*. In: Birnbacher, Dieter, Lorenz, Andreas, Miodonski, Leon (Hrsg.): *Schopenhauer im Kontext: Deutsch-polnisches Schopenhauer Symposium*. Königshausen & Neumann Verlag, Würzburg 2002.

Schopenhauer, Arthur. *Die Welt als Wille und Vorstellung*. (3. Aufl.). Voltmedia Verlag, Paderborn 2006.

Schopenhauer, Arthur: *Preisschrift über die Freiheit des Willens*. In: Arthur Hübscher (Hrsg.), *Werke in 10 Bänden* (Zürcher Ausgabe), Schopenhauer, Arthur: *Werke in zehn Bänden*. Diogenes Verlag, Zürich 1977.

Schopenhauer, Arthur: *Der handschriftliche Nachlaß, Frühe Manuskripte (1804-1818)*. Herausgegeben von Hübscher, A., 5 Bände. Nachdruck 1985 Deutscher Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1966ff.

Schopenhauer, Arthur: *Über den Willen in der Natur*. (3. Aufl.). Hrsg. Frauenstädt, Julius. Brockhaus Verlag, Leipzig 1867.

Schopenhauer, Arthur: *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. VII. F.A. Brockhaus Verlag, Wiesbaden 1972.

<http://www.textlog.de/schopenhauer-7.html>, eingesehen am 03.07.2008.

---

<sup>27</sup> Vgl. Fleischer: *Schopenhauer*, S. 103.

<sup>28</sup> Vergleiche dazu Aristoteles *Metaphysik* Buch XII und im Gegensatz dazu Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 161.

REZENSION ZU  
RUDOLF TASCHNER:  
MUSIL, GÖDEL, WITTGENSTEIN  
UND DAS UNENDLICHE

Von Michael Helwig

**K**aum 50 Seiten umfasst Rudolf Taschners Vortrag „Gödel, Musil, Wittgenstein und das Unendliche“. Fast könnte man meinen, über das Unendliche gäbe es nicht mehr zu sagen; und vielleicht gibt es das tatsächlich nicht. Womit nicht behauptet sein soll, Taschner hätte schon alles gesagt: Vielmehr ist das Thema des Unendlichen derart komplex, das man leicht bereit ist, Wittgensteins Vorschlag anzunehmen, man solle schweigen, worüber man nicht reden könne. Doch Taschner spricht trotzdem über das Thema, und nicht nur auf 50 Seiten. Der Vortrag, den er im Mai 2002 im Prunksaal der Wiener Nationalbibliothek hielt, ist nur ein Ausschnitt von Taschners Beschäftigung mit einer Vielzahl von Eigenheiten der Mathematik. Aber gerade in diesem Vortrag überbrückt Taschner mit Leichtigkeit die Grenzen zwischen Mathematik, Philosophie und Literatur, wobei er nicht nur für Mathematiker, Philosophen und Literaturwissenschaftler verständlich bleibt. Den Ausgangspunkt nimmt Taschner dabei im Roman: Von Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* wandert er zu Cantors Mengenlehre, erzählt von Hilberts Kontinuumshypothese, gelangt zu Gödels Unvollständigkeitssatz und schließlich zu Witt-

gensteins *Tractatus Logico-Philosophicus*, bevor er wieder zurückkehrt zu Musil. Obwohl die genannten Themen in manchen Ohren erstmal anstrengend und abschreckend klingen mögen, ist Taschners Vortrag überraschend kurzweilig: Die wissenschaftlichen Leistungen der angesprochenen Autoren vermischt er mit biographischen Anekdoten und Spekulationen. So erfährt der Leser von Wittgensteins Erfahrungen als Volksschullehrer und Versuchen als Architekt, von Gödels Kritik an der amerikanischen Verfassung und diesem tragischen Tod. Aber der Leser erfährt noch mehr: Er erfährt eben auch, was die Bibliografie aller Bibliografien, die in Musils Roman ein Bibliothekar dem General Stumm von Bordwehr überreicht, mit der Mengenlehre zu tun hat, und warum sich Mathematiker und Philosophen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts die Köpfe über die Frage zerbrachen: Enthält die Menge aller Mengen, die sich nicht selbst enthalten, sich nun selbst oder nicht? Er wird mit der Lügner-Antinomie konfrontiert, die Eubulides in der listigen Frage aufstellte, ob der Kreter Epimenides lüge, wenn er behauptete, alle Kreter seien Lügner, und er erfährt, wie einfach Paulus dieses Problem löste. Er wird konfrontiert mit dem Problem, ob sich die anschauliche Geometrie ganz ohne Anschauung in der Arithmetik fortführen lasse, und ob eine Gerade eigentlich nur die Summe ihrer Punkte sei oder doch mehr, wie Aristoteles glaubte. Daraus erwächst die heimtückische Aufgabe, zu bestimmen, wo eigentlich genau

der Punkt liegt, bei dem man ange-  
langt, wenn man versucht, einen Kreis  
auf einer Geraden abzurollen – und  
der Leser erfährt, warum die Antwort  
hier doch nicht so einfach ist, wie die  
Bibel lehrt. Damit wird das Problem  
des Unendlichen zum ersten Mal deut-  
lich und Taschner berichtet im Wei-  
teren, wie Mathematiker und Philo-  
sophen versuchten, das Unendliche in  
den Griff zu bekommen – wie Gödel  
schließlich zu seiner eigenen Unzu-  
friedenheit bewies, dass einige mathe-  
matische Probleme vielleicht für im-  
mer unlösbar bleiben müssen, und wie  
Wittgenstein schließlich das Problem  
des Unendlichen als ein Problem der  
ungenauen Sprache identifizierte. Ge-  
gen Ende des Vortrags schließt sich  
der Kreis: Musils *Zögling Törleß* erlebt  
die Unfassbarkeit des Unendlichen auf  
eigene und doch sehr vertraute Weise.

Es ist eine beeindruckende Tour de  
Force, auf die Taschner den Leser mit-  
nimmt, aber sie ist mit Leichtigkeit zu  
bestehen. Taschner schafft es, unter-  
haltsam zu präsentieren, was unver-  
dientermaßen den Anstrich des Lang-  
weiligen, Abstrakten, Lebensfernen  
bekommen hat; er erweckt aufs Neue  
die Faszination an den grundlegenden  
Problemen der Mathematik und Philo-  
sophie, indem er sie über die Literatur  
in den Alltag zurückholt. Dabei be-  
treibt Taschner allerdings nicht die  
Wissenschaft, die er feiert: Die riesigen  
Themengebiete, die er zu verbinden  
sucht, werden von ihm auf wenige Sät-  
ze komprimiert und nicht annähernd  
angemessen dargestellt. Aber das ist  
auch nicht das Ziel des kleinen Büch-  
leins. Stattdessen präsentiert Tasch-  
ner eine populärwissenschaftliche An-  
regung zur Wissenschaft selbst. Sie  
gelingt: Die Verbindung zwischen den  
scheinbar so abstrakten Problemen  
der Wissenschaften und dem alltäg-  
lichen Leben, die Taschner zieht, ist  
ungewöhnlich unterhaltsam, motivie-  
rend und spannend.



Rudolf Taschner:  
*Musil, Gödel, Wittgenstein und das Unendliche.*  
Picus Verlag GmbH  
Gebundene Ausgabe; 56 Seiten  
ISBN: 3854523874  
Preis: 7,90 €

## DIE AUTOREN

**Demian Göpfer** studiert Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften mit dem Schwerpunkt Philosophie an der Universität Siegen.

**Philipp Goll** beendet zur Zeit sein Bachelor Studium in Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften mit dem Schwerpunkt *Visual Studies and Art History* an der Universität Siegen. In seiner Abschlussarbeit befasst er sich mit Helmut Höges „Pollerforschung“.

**Michael Helwig**, 25, studierte Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften an der Universität Siegen und beendet gerade sein Masterstudium in analytischer Philosophie. Daneben studiert er Mathematik und Informatik an der FernUniversität Hagen.

**Theodoros Konstantakopoulos**, 34, studiert Philosophie und Medienwissenschaften an der Universität Basel. Er schreibt gerne (zur Kompensation und Verarbeitung) und klettert ebenso gerne (zur Inspiration und Mobilisierung).

**Janine Meuser** studierte Philosophie, Volkswirtschafts- und Betriebswirtschaftslehre an der Universität Duisburg-Essen. Sie schloss in diesem Wintersemester ihre Magisterprüfung in Philosophie ab. Insbesondere interessiert sie sich für Bioethik, Angewandte Ethik und Politische Philosophie.

**Ana Marija Pasic** studierte Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften an der Universität Siegen. Nach unseren letzten Informationen hält sie sich zur Zeit in Berlin auf, aber Näheres wissen wir leider nicht...

**Ulrich Schipp**, 28, studiert Sozialwissenschaften, Geschichte und Politologie an der Universität Siegen. Er arbeitet als studentische Hilfskraft im Fach Soziologie und ist freiberuflich als Lektor tätig.

# IMPRESSUM

- Herausgegeben von: Michael Helwig  
Krisztina Miller
- Layout, Druck und Verlag: Michael Helwig Verlag  
Friedrichstraße 130  
57072 Siegen  
michaelhelwig@umblicke.de
- Titelbild: Zsuzsanna Kilián,  
<http://www.sxc.hu/profile/nkzs>

Die Herausgeber distanzieren sich ausdrücklich von in den Texten geäußerten Ansichten und Einstellungen. Die Meinungen der Autoren spiegeln nicht notwendig die Meinungen der Redaktion.

Wir danken allen Autoren für ihre Beteiligung. Wir danken weiterhin allen, die uns bei diesem Projekt unterstützt haben und unterstützen. Insbesondere danken wir Ulrich Schipp für seine Mithilfe an diesem Projekt.

Das Urheberrecht sämtlicher, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge und Abbildungen liegt bei den jeweiligen Autoren oder den sonstigen jeweiligen Rechtsinhabern. Nachdruck oder Vervielfältigung der hier wiedergegebenen Beiträge und Bilder ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der jeweiligen Rechtsinhaber erlaubt.



[WWW.UMB LICKE.DE](http://WWW.UMB LICKE.DE)